



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1908

8 (1908)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhöchstlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.

N. 8

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
M. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Güsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Christliches Kaffernmädchen.

Köln a. Rh.
August 1908

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Der Großmutter Segen.

Peter Joseph Bette.

Als ich ein Kind noch war,
Wann ich zur Ruhe ging,
Ich trat zur Großmama,
Die mich so lieb umfing.

Ich blick' in's treue Aug':
„Großmutter, segne mich!“
Sie legt' die Hand auf's Haupt:
„Der Herr behütte dich!“

Einmal hab' ich umsonst
Des Segens lang geharrt.—
Da war das Auge tot,
Die Hand, sie war erstarrt.

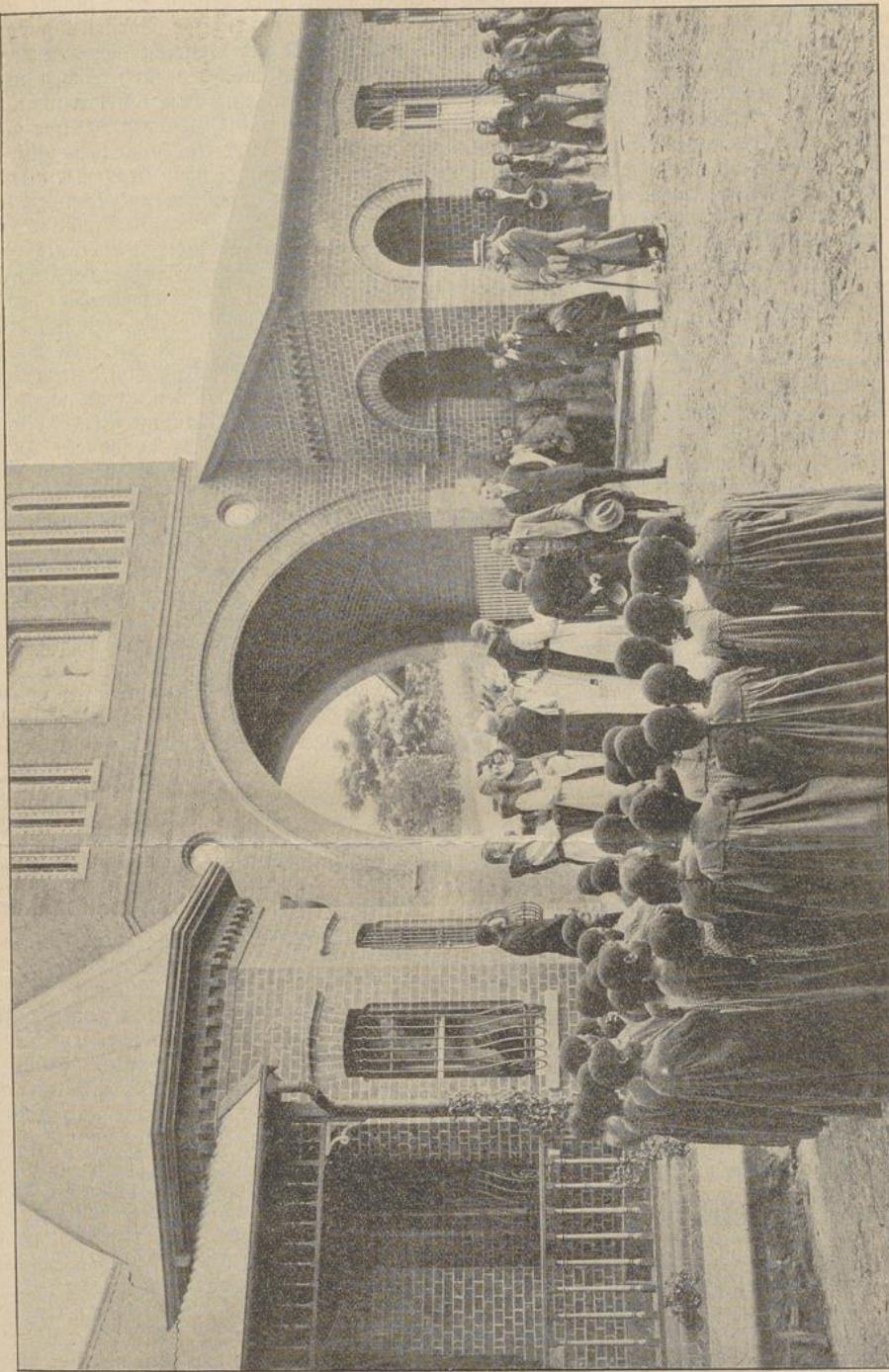
Viel Jahre sind entflohn,
Doch nie verging ein Tag,
Dass nicht ihr Segenswort
Mir in der Seele lag.

Ich stelle mich im Geist
Allabendlich noch hin
Und fühle jederzeit,
Dass ich gesegnet bin.

Hoher Besuch.

Mariannhill. — Am 2. April 1. Js. beeindruckte der neue Gouverneur von Natal unser Mutterhaus Mariannhill mit seinem Besuch. Tags zuvor war der Hochw. Herr Bischof Dr. Heinrich Delalle O. M. J., der den hohen Beamten ebenfalls zu sprechen wünschte, hier eingetroffen. Gegen 9 Uhr vormittags versammelten sich mehrere unserer Patres und Brüder mit dem Hochw. Herrn Bischof an der Spitze vor der neuen Pforte, wo sich bereits außer unseren Schulkindern eine große Zahl der auf unserer Farm wohnenden Christen eingefunden hatte. Vom Portale wehten Flaggen, und auch die Schulkinder waren mit einer Menge bunter Fähnchen ausgerüstet, die sie lustig im Winde spielen ließen. Um 1/2 10 Uhr traf der Gouverneur mit mehreren Begleitern hier ein. Msgr. Delalle stellte ihm die einzelnen Beamten des Klosters vor, worauf Rev. P. Baldwin eine von unseren Brüdern kunstvoll ausgestattete Adresse verlas. Es war darin u.a. betont, daß Mariannhill die Erfolge, die es während seines 25jährigen Bestehens errungen, in erster Linie seinem Prinzip: „Ora et labora, bete und arbeite“, zu verdanken habe. Der Gouverneur, der in seinem ganzen Auftreten ein äußerst einfaches und schlichtes Wesen bekundete, erklärte, er habe schon so viel von Mariannhill gehört, es freue ihn aufrichtig, daß er nun Gelegenheit habe, es persönlich kennen zu lernen, und auch er billige und akzeptiere unser Motto: „Ora et labora.“ Nun sangen die Schulkinder mit ihren frischen, hellen Stimmen ein passendes Lied, worauf sich als Vertreter der heimischen schwarzen Männerwelt Johannes Pumulo zum Worte meldete. (Joseph Patwa, der alte kaffrische Bürgermeister, der bei solchen Anlässen immer den Wortführer zu machen pflegte, war gerade in Trauer, da am gleichen Tag seine Frau begraben wurde.) Rev. P. Bruno übersetzte die kaffr. Rede sofort ins Englische. Sie ließ an Originalität und biederer Offenherzigkeit nichts zu wünschen übrig; die Hauptgedanken waren etwa folgende: „Kloßi, es freut uns sehr, daß du heute zu uns gekommen bist und wir danken dir dafür von ganzem Herzen! Wir haben überhaupt gar vieles den weißen Männern zu verdanken; sie brachten uns den wahren Glauben, unterrichteten uns in ihren Schulen und lehrten uns viele nützliche Dinge. Doch wir haben auch Grund zu Klagen. Wenn wir z. B. an die engl-

schen Gerichtshöfe kommen, wir, die wir keine nackten, unvissenden Heiden mehr sind, sondern anständige und wohl unterrichtete Christen, so behandeln uns manche Schreiber und sonstige untergeordnete Beamte mit großer Wegwerfung und Verachtung. Wahrlich, mancher aus uns hätte Kenntnis genug, selber solch einen Posten bei Gericht zu versehen, doch daran ist nicht zu denken, wollen doch in den englischen Städten nicht einmal die weißen Handwerker es dulden, daß ein Zulu, und sei er in seinem Geschäft noch so tüchtig, tut ihnen und neben ihnen arbeite. Eine andere Angelegenheit ist die: Seit mehr als einem Jahre herrscht eine neue Viehseuche im Land. Die Regierung hat gegen geringen Entgelt all' unser Vieh hinweggetrieben und geschlachtet. Hoffentlich wird die Krankheit bald vorüber sein; dürfen wir dann aber auch erwarten, daß die Regierung wieder Vieh in's Land schafft und uns zum Kauf anbietet, und zwar um denselben geringen Preis, den wir jetzt dafür erhalten? In unseren Gärten und Feldern richtet das Wild, namentlich die Affen, großen Schaden an; ostern wir kaum die Aussaat. Nun ist aber uns Schwarze die Jagd verboten. Die Regierung hat sogar für einzelnes Wild eine eigene Schonzeit eingeführt; ja, das hat sie getan, und nicht einmal der Weise darf während dieser Zeit ein solches Tier erlegen. Uns aber wäre es lieber gewesen, sie hätte diesen Tieren zugleich die Mäuler verbunden, damit sie uns nicht mehr schaden könnten. — Früher hat die Regierung gefragt: Der Schwarze, der sich statt seiner dunklen, rauhgekärbten Hütte mit dem kleinen Schlupfloch ein anständiges Haus mit Türe und Fenstern baut, ist frei von der Hüttesteuer. Die meisten von uns haben auf dieses hin unter vielen Kosten nach europäischem Muster neue Wohnungen gebaut und haben sie mit Tischen, Stühlen, Betten usw. gut eingerichtet. Doch jetzt kommt die Regierung und fordert die Poll-Tax (Kopfsteuer) ein, die von allen ohne Ausnahme zu entrichten ist.“ In diesem Tone sprach der beredte Zulu gegen 20 Minuten lang, denn der Schwarze liebt eine breite, bildreiche Sprache, dazu mußte die Rede, wie schon bemerkt, Punkt für Punkt ins Englische übersetzt werden. Der Gouverneur hörte ihm übrigens mit großem Interesse zu und machte sich zuletzt verschiedene Notizen, wie es überhaupt seine Gewohnheit ist, alle seine Visitationen in ganz Natal und Zululand mit



Empfang Sr. Exz. des Gouverneurs von Natal an der Klosterpoorte von Mariannhill.
P. Balduin verließ die Zisterne, auftrumpfend an die Stute, welche über dem Geschäft der Körte an lisen füllt: "Ora et labora". Das ist die Devise des Kapitulens-
Ordens, genäß welcher auch die vien hundert Schülern heiligem Bürgern herangegangen würden.

dem Notizbuch in der Hand zu machen. Zum Schluß sangen die Schulkinder die englische National-Hymne, die von allen Anwesenden entblößten Hauptes mitangehört wurde, es folgte von den anwesenden Julius noch ein donnerndes „Bayete“, dann fuhr der Gouverneur mit seiner Begleitung dem Schweizer-Korps entgegen. Hier wurden die einzelnen Etablissements in Augenschein genommen. Besonderes Interesse erregten die von den Schwestern hergestellten kirchlichen Paramente und eine feine, äußerst kunstvolle Stickerei.

Auch die Näh- und Klöppelarbeiten, die Stickereien, die Korb- und Palmenflechterei der Mädchen fanden volle Anerkennung, nicht minder die Leistungen der aus der Schule bereits entlassenen größeren Mädchen, die an 70–80 Nähmaschinen ausschließlich mit der Herstellung von Kleidern für die in Johannesburg arbeitenden Chinesen beschäftigt sind. Die Mehrzahl dieser Mädchen wohnt und schläft im elterlichen Heim und kommt nur unter Tags ins sogenannte Marienhaus zur Näharbeit, die ihnen einen nicht unbeträcht-

lichen Gewinn abwirft. Meisterinnen in ihrem Fach stellen sich auf 30 Schilling und darüber im Monat, Anfängerinnen erhalten ungefähr die Hälfte. Im Laufe des letzten Jahres wurde für diesen Arbeitszweig ein eigener größerer Bau in Angriff genommen, der in wenigen Wochen seiner Vollendung entgegen sieht. Vom Schwesternkonvent ging es zur Mühle. Man besichtigte dafelbst die hübsche Herz Jesukirche, die Scherei, Druckerei und Buchbinderei, die Mahl- und Sägemühle, den schönen, großen Gemüsegarten usw. und kehrte sodann zum frugalen Mittagstisch in die Gasträume des Schwesternkonvents zurück. Im Laufe des Nachmittags wurde die im Bau begriffene St. Josephskirche besucht. Sie ist für den ausschließlichen Gebrauch der schwarzen Neuchristen bestimmt, liegt zwischen dem Trappistenkloster und Schwesternkonvent auf einer sonnigen Anhöhe mit prächtigem Ausblick und ist nun seit Neujahr unter Dach. Immerhin jedoch dürfte bis zum Ausbau der beiden Türme und der vollen Herstellung der inneren Ausstattung noch ein Jahrchen vergehen. Da der Gouverneur noch am gleichen Abend nach Durban zurückkehren wollte, war die Zeit gemessen und konnte deshalb das eigentliche Trappistenkloster mit seinen verschiedenen Werkstätten usw. nur flüchtig wie im Durchgehen besichtigt werden. Da er selbst ein vorzüglich geschulter Ingenieur ist, schenkte er sein Hauptangemerk überall den mannigfachen Bauten und Maschinen. Besonders gefiel ihm die Turbine, welche Kloster und Konvent mit dem nötigen Wasser versieht. Das Wasser wird zunächst gegen 300 Fuß hoch auf einen Berg in ein großes Reservoir gepumpt und von hier aus in die verschiedenen Räume, Werkstätten und Gartenanlagen usw. geleitet. Von da ging es zur Ziegelei, wo Br. Servulus, ein Autodidakt, sich nebenbei auch mit der Herstellung zierlicher Töpferarbeiten beschäftigt und außerdem eine automatische Ziegelzählmaschine hergestellt hat. Es folgte noch ein Gang durch die einzelnen Werkstätten, wie die Schmiede, Wagnerei, Schreinerei, die Gerberei und Schuhmacherei usw. In der Bauschaffnerei des Br. Rivard, der überhaupt auf dem ganzen Weg den Cicerone machte, nahm ihn allein die Besichtigung der zahlreichen fürs Mutterhaus Mariannahill und sämtliche Stationen hergestellten Pläne eine volle halbe Stunde in Anspruch. Im benachbarten photographischen Atelier wurde schnell eine hübsche Aufnahme gemacht, dann ging es in Eile durchs Klosterquadrat, das Refektorium, den Kapitelsaal, in's Krankenhaus, die Knabenschule usw. usw. Zum Schluss sagte der Gouverneur: „Jetzt weiß ich einmal, wie viel Schönes und Interessantes in Mariannahill zu sehen ist. Heute muß ich mich mit einem flüchtigen Rundgang begnügen, bei einem längeren zweiten Besuch aber will ich mir alles mit Mühe ansehen!“ Der hohe Herr hatte durch sein einfaches, schlichtes Wesen und seine treffenden Bemerkungen, die ein hohes fachmännisches Wissen bekundeten, die Herzen aller gewonnen. Auch in Durban war er voll des Lobes über Mariannahill, und als wir ihm einige Tage später verschiedene photographische Aufnahmen zuschickten, beeindruckte er uns eigenhändig mit einem sehr gnädigen und ehrenvollen Schreiben.

Grasfeuer in Südafrika.

Von Br. Tiburtius, O. C. R.

Mariannahill. — Gewiß haben unsere geehrten Leser schon manches von den afrikanischen Gras-

feuern gehört oder gelesen, doch möchte ich bezweifeln, ob sich alle eine richtige Vorstellung davon machen. Mancher denkt sich vielleicht diese Grasfeuer in einer ungeheuren Wildnis, wo noch Löwen und Tiger ihr Unwesen treiben und von landwirtschaftlicher Kultur weit und breit nichts zu sehen ist, wie dies zum Teil in den Prärien Amerikas auch tatsächlich der Fall ist. In solcher Wildnis können Grasfeuer allerdings keinen großen Schaden anrichten, und kommen dabei auch so und so viele Schlangen und Raubtiere um's Leben, so ist das für die Menschheit eher als Gewinn, denn als Verlust anzusehen. Ganz anders aber ist dies in Südafrika, speziell in Natal, der Fall, wo schon das ganze Land bevölkert ist und sich eine Farm an die andere reiht. Der Schaden, den hierzulande nahe alljährlich unvorsichtig angelegte oder schlecht überwachte Grasbrände anrichten, ist ein ganz enormer. Hier brennt eine große Waldanlage nieder, dort ein blühender Obstgarten; wo kurz zuvor ein üppiges Maisfeld das Auge entzückte, sehen wir zwischen verlohten Stengeln die geröstiten Maiskolben am Boden liegen. Die Zäune, welche in gewaltigen Dimensionen die Farm umgrenzen, sind niedergebrannt, mächtige Aschenhaufen sagen uns, daß an der gleichen Stelle kurz zuvor ein prächtiger Hohenhaus gestanden, kurz überall begegnet uns das ernste, trostlose Bild des Todes und der Verwüstung. Am schrecklichsten aber ist es, wenn bei solchen Grasbränden, wie das leider auch vorkommt, ganze Herden von Schafen und Ziegen ein Raub der Flammen werden, oder wenn gar Menschenleben dabei zu beklagen sind. Unerhört ist letzteres keineswegs, so sind z. B. erst vor wenigen Jahren in der Gegend von Kevelaer bei einem solchen Grasbrand, der sich viele Meilen weit ausdehnte und verschiedenes Kafferukraals einäscherte, gegen 20 Schwarze, namentlich Frauen und Kinder, ums Leben gekommen. Das beste Mittel, um solchen Unglücksfällen tunlichst vorzubeugen, besteht im Brennen sogenannter Feuerlinien. Welche Bewandtnis hat es nun damit? Zunächst, wann werden sie angelegt? In der Regel schon kurz nach der eigentlichen Sommer- oder Regenzeit, sobald die Feldfrüchte eingehainst oder wenigstens reif sind. Denn jetzt beginnt die kalte, trockene Winterzeit, und das Gras verliert seine frische, grüne Farbe und wird infolge der kalten Nächte und der unter Tage herrschenden Kälte immer mürber und trockener. Dazu hat um diese Zeit der Grasboden noch die nötige Feuchtigkeit, um darin mit einem guten Pflug die nötigen Furchen ziehen zu können. Denn eine wohlangelegte Feuerlinie wird zunächst rechts und links durch ein paar Furchen markiert. Diese Furchen werden in der Regel an den Grenzen der Farm den einzelnen Drahtzäuner entlang gezogen, und ihre Herstellung ist meist mit großer Mühe verbunden; denn da geht es bei großen Farmen oft meilenweit hier auf hartem, steinigem Boden, steil bergauf, nach einer Weile ebenso teil in eine tiefe Schlucht hinab, dort über einen Sumpf und an dritter und viertter Stelle über einen Bach oder einen Graben usw. Zuweilen mußte ich dabei schon 16 Ochsen an einen einzigen Pflug spannen. Selbstverständlich müssen auch die dabei verwendeten Pflüge äußerst solid und stark sein; Wendepflüge haben überdies den Vorteil, daß man sie nach Belieben stellen kann. Man pflügt gewöhnlich der Feste entlang, damit beim wirklichen Grasbrand das Feuer den galvanisierten Drähten und den noch vielfach hiezu verwendeten Holzpfosten nicht schade. Die eine Furche geht, wie gesagt,



versuch zu Eva des Gouverneurs von Natal (siehe rechts vom Bischof Detalle) im Marianhill.

Der neue Gouverneur ist Supe, war früher Gouverneur in Hongkong und soll ein tüchtiger, energischer Mann sein. Das Hauptbüro bei feinem offiziellen Befüge am 2. April dieses Jahres widmete er den Queen und Pragueranliegen des Br. Board, dem er für seine Leistungen seine besondere Anerkennung hoffte. Er verpflichtete seinen Bevölkerung zu wiederkommen, um alles genauer in Augenchein zu nehmen, und gesandt, wie solche Leistungen in einer Miflion gesetzen zu haben. Er hatte natürlich die äusseren technischen und wirtschaftlichen Leistungen im Auge, die ihm als Royal Engineer am meisten auffielen.

zu beobachtende Methode ist folgende: Mehrere starke, gewandte Männer begeben sich zusammen ans Werk. Jeder von ihnen ist mit einem nassen Sacke bewaffnet, um damit ein eventuelles Schadensfeuer rasch auslöschen zu können; auch die an der Küste wachsenden Palmzweige leisten dabei gute Dienste, während grüne Baumzweige weniger zu empfehlen sind, weil die Blätter in der Nähe des Feuers schnell dürr werden und abfallen. Nun wird von zwei dazu bestimmten Burschen mit dürrtem Gras oder eigens dazu konstruierten Petro-

leumlampen an jeder Seite hart der gezogenen Furchen entlang Feuer angezündet. Hinter ihnen stehen auf jeder Seite ein paar Männer und geben mit ihren Palmzweigen oder nassen Säcken in der Hand genau acht, daß das Feuer nicht über die Furchen kommt. Sind die Furchen gut gepflügt, so können die beiden erstgenannten Burschen bei ruhigem, windstillen Wetter rasch voranmachen. Lassen jedoch die Furchen zu wünschen übrig, oder erhebt sich gar, was hierzulande oft der Fall ist, plötzlich ein Wind, so heißt es mit der größten Vorsicht vorangehen, zumal, wenn man neben Waldflanzungen, Obstgärten, Zuckerrohrfeldern usw. vorbei muß, wo viel altes Gras oder sonstiger Brennstoff vorhanden ist. Springt hier das Feuer über die Linie und tritt ihm kein natürliches Hindernis wie ein Fluß, eine Straße, ein gepflügtes Ackerfeld usw. entgegen, so hält es ganz unglaublich schwer, dem entseßten Element Einhalt zu gebieten. Da heißt es dann buchstäblich mitten ins Feuer hineingehen und sich Stundenlang wehren aus Leibeskräften. Das Leichteste dabei ist neben der kolossalen Hitze der heißende Rauch, der das Atmen und das Deffnen der Augen beinahe unmöglich macht. Schuhwerk, Kleider, Bart und Augenbrauen werden dabei hart mitgenommen, und wenn ich jemals Leute ganz erschöpft liegen sah, so daß sie vor Ermattung kaum mehr ein Glied rühren konnten, so war es nach dem Grasbrennen. Die Sache ist übrigens eine Mühe und Anstrengung wert, denn hat der Farmer seine Feuerlinien gut gebrannt, so ist er gegen Abhendenfeuer so ziemlich sicher und kann er ruhig dem Winter entgegensehen. Kommt dann die Zeit heran, daß man bald auf die ersten Frühlingsregen rechnen darf, was hierzulande im Juli und August der Fall ist, so beginnt erst das eigentliche Grasbrennen. Nun kann man Tag für Tag bald da, bald dort mächtige Rauchwolken aufsteigen sehen, und des Nachts sind die Berge mit langen, fergentinartigen Feuerstreifen bedeckt, was oft einen zauberhaft schönen Anblick gewährt; auch hört man das Prasseln und Knistern der an dem dichten, oft mannshohen Gras emporzüngelnden Feuerflammen große Strecken weit; und wenn auf einem fernern, dem Auge unsichtbaren Berg ein Grasbrand ist, so gibt es zur Nachtzeit in dem darüber stehenden Gewölfe einen vibrierenden Widerschein, der einem beständigen Blitzen und Wetterleuchten täuschend ähnlich sieht. Sind die Feuerlinien gut gebrannt, dann ist es eine Leichtigkeit, ein Stück Grasland abzubrennen. Man wählt dazu einen schönen, warmen Tag, zündet das trockene, durch und durch abgestorbene Gras auf einigen Seiten an, und schon nach wenigen Stunden ist die ganze Fläche mit einer dichten, schwarzen Aschenschicht bedeckt. Am liebsten hat man es, wenn bald nach dem Brennen etwas Regen fällt, der die Asche gut in den Boden hineinwäscht; denn bei trockenem, windigem Wetter wird sie nicht selten nach allen Himmelsrichtungen verjagt. Man sollte glauben, der Schwarze würde, nachdem er einmal beim Weissen die Feuerlinien gesehen und deren Nützlichkeit erkannt hat, sofort die gleiche Methode annehmen. Doch dem ist leider nicht so. Er bleibt beim alten Schlendrian und macht es genau so, wie es seine Väter und Urgroßväter seit unvorstellbaren Zeiten gemacht haben. Da wird einfach, ohne viel Rücksicht auf Wind und Wetter, irgend ein Stück Grasland angezündet und alles übrige dem reinen Zufall überlassen, höchstens daß er rings um seinen Kraal einen Streifen Land vom Grase frei hält, damit ihm

nicht die Hütte überm Kopf abbrennt. Kein Wunder also, daß bei solchem Vorgehen unter Umständen meilenweit alles niederbrennt, was dem Feuer in den Weg kommt, und daß man nachher das Vieh halbe Tage reisen weit treiben muß, bis es wieder die nötige Weide findet. Dazu kommt noch die sonstige Unvorsichtigkeit und Gleichgültigkeit des Kaffern. Es fällt ihm gar nicht ein, glühende Kohlen oder halbverbrannte Asche, die er ins Freie wirft, vollends auszulöschen, sorglos wirft er ein brennendes Zündholzchen oder einen glimmenden Zigarrenstummel weg, wo er gerade geht und steht, oder macht als Fuhrmann bei seiner Haltstelle, die er mit Vorliebe auf einem guten Weideplatz ausschlägt, sein Feuerchen an und kocht sich seinen Pallitich unbekümmert darum, daß in nächster Nähe viel dürres Gras oder sonstiger gefährlicher Brennstoff zu finden ist. Ein bejorgerter Farmer hält daher namentlich zu gewissen Zeiten, wenn die Grasbrände besonders häufig sind, seine Augen offen, und sieht er irgendwo eine Rauchwolke aufsteigen, sei es bei Tag oder Nacht, so schaut er sofort an Ort und Stelle nach, bis er sich vergewissert hat, daß seinem Heim kein Schaden droht. Eine abgebrannte Grasfläche bietet, zumal bei großer Ausdehnung, einen trostlosen Anblick dar, so daß man sich kaum etwas Odereres und Traurigeres denken kann, als so ein schwärzbraunes, riesiges Leichenfeld, auf dem auch nicht ein einziges grünes Ständchen oder Gräschchen mehr zu finden ist. Doch sieh, schon nach kurzer Zeit ändert sich das Bild. Das Grasfeuer übt, was früher bestritten wurde, jetzt aber allgemein anerkannt wird, auf das Wachstum des jungen Grases eine reizende Wirkung aus, und schon nach wenigen Wochen verwandelt sich zur großen Freude des Farmers das düstere Schwarz in frisches, saftiges Grün, denn der lange, trockene Winter mit dem ditren, abgestorbenen Gras nimmt das Vieh gewaltig mit, und bei Schafen kommt es nicht selten vor, daß sie gegen Ende der Winterszeit aus Mangel an Futter zu Hunderten kreppieren. Nun dürfte aber mancher unserer Leser die Frage aufwerfen: Weshalb denn eigentlich das Gras brennen? Könnte man es nicht besser als Streu verwenden oder es wenigstens ruhig verwittern lassen, damit es dem sandigen, humusarmen Boden, über den man so häufig klagt, aufhelfe; denn beim Verbrennungsprozeß gehen doch viele, dem Boden sehr wertvolle Stoffe verloren. Mit solchen Ideen kam auch ich, wie die meisten hiesigen Kolonisten, nach Südafrika, doch die Erfahrung belehrte mich eines Besseren. Das Gras einfach verwittern lassen, geht nicht an, denn das hiesige Gras ist so hart und zäh, daß es bei den trockenen, regenlosen Wintern, wie man sie hier hat, nur verhältnismäßig wenig verwittert. Kommt im nächsten Frühjahr das junge, frische Gras hervor, so ist das ganze Weideland noch derart vom alten, langen und aufrechtstehenden Graswuchs bedeckt, daß das junge kaum emporkommen und von dem darauf weidenden Vieh nicht ohne das alte verzehrt werden kann. Das Vieh will aber von dem alten, kraft- und saftlosen Gras durchaus nichts wissen; nur am Morgen, wenn gerade frischer Tau darauf liegt, oder bei Regenwetter, wenn es weich geworden, läßt es sich herbei, auf solcher Weide zu freien. Ferner nimmt das Ungesiefer, namentlich die so lästige Zedre, im alten Gras so überhand, daß die Vernichtung des Grases eine absolute Notwendigkeit ist. Für Streu ist hier wenig Bedürfnis, weil Stallfütterung eine seltene Ausnahme ist; dazu ist das Abmähen des Grases mit vielen Schwie-

rigkeiten verbunden. Das Land ist meist uneben und steinig, teilweise auch mit Gestrüpp bewachsen, das Gras selbst aber so hart, daß die besten Mähmaschinen, die man importierte, nur kurze Zeit aushalten. Seit einigen Jahren hat man angefangen, eine gewisse Sorte australischen Grases dahier zu pflanzen, das, wie es scheint, viele Vorzüge in sich vereinigt, denn es bleibt Winter und Sommer hindurch grün und widersteht in hohem Grade der Hitze und Trockenheit. Es sind bis jetzt von verschiedenen südafrikanischen Farmern beträchtliche Strecken damit angepflanzt worden und man macht sich Hoffnung, daß es mit der Zeit alle unsere Weidegründe bedecken wird. Der Name dieses Grases ist Paspalum dilatatum.

Eine Sonnenblume. (Von Schw. Engelberta.)

Die Sonnenblume liebt das Licht,
Sie will sich stets zur Sonne drehen.
So mußt du Gottes Angesicht,
Wüßt du nicht irren, auch ansehen.

Ezenstochau. — Schon wiederholt habe ich unsere Mission mit einem Garten verglichen, woselbst in friedlichem Verein Blumen mannigfacher Art neben einander dussten und blühen. Eute möchte ich von unserer Viktoria erzählen, einem der ältesten, aber auch treuesten Mädchen des Marienhäuses. Sie erinnert mich in ihrem ganzen Wesen an die starke, hochauftreibende Sonnenblume, die mit ihrem großen, flammanden Auge uns wie mahnend anstarrt, und die sich vom Morgen bis zum Abend stets der Sonne zukehrt. So blieb auch Viktoria seit dem Tag ihrer hl. Taufe ihrem Gott und Heiland treu, verachtete das Irdische und strebte allein nach dem Himmelschen und Ewigen.

Ihre Heimat ist drunter am stillen Illovu, nicht allzu weit von unserer jetzigen Missionsstation Maria Einsiedeln entfernt. Der ganze Kraal, Vater, Mutter und Geschwister, waren natürlich stocheinisch gejunkt. Was wußten sie vom Christentum? Nur hic und da drang aus einer benachbarten protestantischen Mission die Kunde von einer neuen Religion zu ihnen; allein wie sollten sie einen Glauben lieben, den sie nur im Zerbild kennen lernten und der überdies von den ihnen so verhaften Weisen kam?

Später hörten sie von der Schule und Mission, welche die Trappisten in drunter am Umschlattuzan eröffnet hatten. Man erzählte darüber weit und breit so viel Schönes und Gutes, daß sich zuerst eine jüngere Schwester unserer Viktoria heimlich aufmachte und ohne Wissen ihrer Eltern nach Mariannhill in die Schule ging. Zwei Jahre später (1890) folgte ihr Viktoria, welche damals noch Nomatscholotsholo (kleiner Neujew) hieß, ihrem Beispiel. Beide Mädchen waren von außfallend hohem, kräftigen Wuchs und galten in den Augen der Kaffern als Schönheiten ersten Ranges; die jüngere mochte damals 17, Nomatscholotsholo 19 Jahre zählen. Ihr Vater, ein Unterhäuptling, hielt in seinem starkbewohnten Kraal strenge Zucht und genoß unter seinen Stammesgenossen bedeutendes Ansehen. Er war von Natur gut und edel gesinnt, doch das Christentum war ihm allzu fremd, als daß es irgendwelchen Eindruck auf ihn hätte üben können. Viel schlimmer waren die älteren Brüder der beiden Mädchen gesinnt; sie standen der Mission geradezu feindlich gegenüber und versuchten alles, um ihre Schwestern zur Rückkehr in den heidnischen Kraal zu bewegen. Als sich letztere in der Mariannhiller Schule vor deren Nachstellungen nicht mehr sicher fühlten, gingen sie nach der gegen 100

englische Meilen von Mariannhill entfernten Trappistenmission Ezenstochau, woselbst sie auch bis zur Stunde noch weilen. Agnes, die jüngere Schwester, ist seit einiger Zeit verheiratet, Viktoria aber weilt trotz ihrer 36 Jahre noch immer im Marienhause, und wird, soweit es von ihr abhängt, auch noch lange dort bleiben. Doch wir wollen dem Gang unserer Erzählung nicht vorgreifen.

Vom ersten Tag ihres Eintrittes an betrug sich Nomatscholotsholo, wie sie damals noch hieß, geradezu musterhaft. Das gute Kind lebte förmlich nach den Heilswahrheiten der christlichen Religion, und oft schmierten während des Unterrichtes ihre Augen in Tränen. Nie werde ich vergessen, welchen Eindruck namentlich die Erzählung vom bitteren Leiden und Sterben Jesu auf das empfängliche Herz dieses guten Kindes machte. Die hellen Tränen ließen ihr über die Wangen, als ich ein Bild, Jesus an der Geißelsäule darstellend, in der Schule vorzeigte. Obwohl noch nicht getauft, betete doch dieses brave Mädchen mehr als die meisten Christen. Wenn sich die übrigen Kinder am Abend schon längst dem Schlaf überließen, kniete Nomatscholotsholo noch lange in ihrem Bette und betete mit großer Andacht den hl. Rosenkranz. Am Morgen aber stand sie jeden Tag mit den Trappistenbrüdern um 3 Uhr auf, begab sich in die Kirche und verweilte da Stunde um Stunde vor dem Tabernakel, bis die letzte hl. Messe vollendet war und die Glocke zur Arbeit rief.

Endlich, am hochheiligen Pfingstfest 1894, schlug für sie die heihersehnte Stunde, da sie in der hl. Taufe zum Kinde Gottes umgewandelt wurde. Wohl keines von all unseren Täuflingen folgte den schönen, bedeutungsvollen Zeremonien mit solchem Verständnis wie unsere Viktoria. Sie war nach dem hochheiligen Alte so übervoll von Glück und Freude, daß sie buchstäblich auf Speise und Trank vergaß, und daß keine Feder im Stande ist, ihren Seelenjubel ganz und voll zu schildern.

Sie war jetzt eine Christianin, und zwar nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der Tat. Und dieser ihr Eifer war keineswegs ein leeres Strohfeuer, das jetzt mächtig auflodert und dann ebenso schnell wieder in sich zusammenbricht und erlischt, nein, ihr Tugendleben war echt und hatte deshalb auch Dauer und Bestand. Jahre um Jahre vergingen, Viktoria aber blieb sich immer gleich, nur ihr Verständnis für die christlichen Wahrheiten wurde immer klarer, ihr Eifer reiner und verklärter.

Dabei ist sie eine ausgezeichnete Arbeiterin; sie weiß sich in alles zu fügen und zeigt in den schwierigsten Fällen eine ganz erstaunliche Ausdauer. Noch niemals sah ich sie launisch oder mürrisch, im Gegenteil, fast überall, wo sie nur geht und steht, klingt ihr reines, frohes Lachen. Wo sie weilt, kommt keine Traurigkeit auf, es ist, als verbreite sie überall hellen, fröhlichen Sonnenschein.

Du Sonnenblume dort oben,
Dir bin ich allzeit gut,
Weil stets so fromm erhoben
Dein Auge in der Sonne ruht.

Du willst mir, Blume, deuten,
Däß ich so glaubensvoll
Zum Quell der Himmelsfreuden
Mein Auge richten soll.

Viktoria hatte nur noch einen Wunsch, auch ihre lieben Angehörigen zum wahren Glauben zu be-

lehren. P. Missionär erlaubte ihr auch zeitweise, die selben gemeinsam mit ihrer Schwester Agnes zu besuchen. Die beiden Mädchen wurden in der Tat Glaubensboten für den heimatlichen Kraal. Fast jedesmal, so oft sie nach Czenstochau zurückkehrten, brachten sie eine jüngere Schwester, ein Brüderchen oder sonst eines aus der großen Verwandtschaft in die Missionschule mit. Vor 7 Jahren gelang es ihnen sogar, die liebe Großmutter zum Mitgehen zu bewegen. Die Greisin, eine noch ziemlich rüstige Frau, heißt nun Luzia und fühlt sich überglücklich im heutigen Nazareth-Haus. Da kam eines Tages die Nachricht, der Vater sei schwer krank und wünsche sehr, seine beiden Töchter, Viktoria und Agnes, nochmals zu sehen. Da gab's kein Zögern; unverzüglich eilten die beiden Mädchen der Heimat zu. Die Gebete und Segenswünsche der ganzen Station begleiteten sie, denn alles vereinigte sich in dem einen Wunsch, dem an sich gut gesinnten Vater noch die Gnade der hl. Taufe zu erbitten.

Unerwartet schnell kamen sie eines Abends wieder zurück. Agnes war todmüde, — hatten sie doch hin und zurück vier volle Tagreisen zurücklegen müssen, — Viktoria aber wußte nichts von Müdigkeit, im Gegenteil, strahlend vor Freude rief sie der Schwester Kofeta entgegen: „O Schwester, Mutter, freue dich und stimme mit mir das Magnificat an! Wohl ist mein guter Vater tot, doch seine Seele lebt. Ich selbst habe ihn getauft. Siehe, mit dieser meiner Hand durfte ich das hl. Taufwasser über das Haupt meines eigenen Vaters gießen!“ — Bei dieser Freude singen alle Marienhausmädchen an, in die Hände zu klatschen und zu singen und zu tanzen im Uebermaße der Freude.

Nachdem sich der erste Freudensturm einigermaßen gelegt hatte, begann sie der Ordnung nach zu erzählen: „Wir fanden unseren guten Vater recht schwach auf einer Strohmatte liegend. Die Hütte war voll von Leuten: auch einige Zauberer und Wahrsager befanden sich darunter. Unsere Brüder waren uns beim Eintritt böse Blicke zu, denn sie teilten die Ansicht der Käffern-Doktoren, welche erklärten, unseretwegen müsse der Vater vor der Zeit sterben. Als ich mich dem kranken Baba näherte und ihm die Hand küßte, erhob er sich ein wenig und blickte uns freundlich an, die andern aber entfernten sich mit Murren. „Meine lieben Kinder“, begann der Vater mit schwacher Stimme, „es mag ja sein, daß euretwege die heidnischen Medizinen mir nichts nützen, allein deshalb liebe ich euch dennoch und freue ich mich, daß ihr zu mir gekommen seid. Immer wart ihr meine guten Kinder und habt mir, eurem Vater, niemals Kummer bereitet....“

„Nun begannen auch wir zu reden. Ich glaube, Gott selbst legte mir die rechten Worte auf die Zunge, denn als ich zum Vater von Jesus Christus sprach, der für uns Mensch geworden und uns durch sein Leiden und Sterben den Himmel geöffnet, sagte er zu meiner unbeschreiblichen Freude: „Auch ich glaube an ihn und hoffe auf ihn! Taufe mich, mein Kind, denn ich will als Christ sterben!“ — „Meine Hand zitterte vor Aufregung, als ich das in der Ecke stehende Wassergefäß ergriff, — denn ich dachte in diesem Augenblick gar nicht daran, daß ich ein Fläschchen Weihwasser bei mir trug, und den eigenen Vater tauften. Agnes aber stand unter der Türe und wachte, daß kein Unberufener in die Hütte käme. Der gute Vater war nun wie umgewandelt und sprach mit großer Andacht die Worte nach, die ich ihm vorbetete, und er schien diese Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, sowie die Ergebung in

Gottes hl. Willen so gut zu verstehen, als wäre er schon längst in die Geheimnisse unseres hl. Glaubens eingeweiht gewesen.

Als bald darauf unsere Brüder mit ihren Frauen und Kindern in die Hütte traten, schien es, als habe der Vater plötzlich das Bewußtsein verloren. Er sprach mit niemand mehr, nur kurz vor dem Tod rief er zur Verwunderung aller Anwesenden laut den Gott der Christen an.“ — Ein Jahr darauf finden wir Viktoria und Agnes abermals im heimatlichen Kraal. Diesmal galt es, die Seele eines jüngeren Bruders, eines geisteschwachen, krüppelhaften Knaben, zu retten. Auch ihn konnten die wackeren Mädchen heimlicherweise tauften; still und friedlich wie ein Kind starb er in ihren Armen. Dann kehrten sie wieder zur Missionsstation zurück; im elterlichen Kraal wollten sie nicht mehr länger verweilen, denn alle besser Gesinnten waren teils tot, teils als Christen nach Czenstochau gezogen, die übrigen aber waren ihnen geistig noch mehr entzweit als je vor. Geraume Zeit hörten sie von ihnen nichts mehr, nur einmal kam das jüngste Weib eines ihrer Brüder mit einem todkranken Kinde auf dem Rücken, und bat, demselben die hl. Taufe zu spenden, eine Bitte, die natürlich mit Freuden erfüllt wurde. Staunend war die Mutter in ihrem Perlenschmuck Zeuge der hl. Handlung und sicherlich pochte dabei auch an ihrem eigenen Herzen die Gnade Gottes mit mächtigen Schlägen an. Vor zwei Jahren machte Viktoria nochmals einen kurzen Besuch in der Heimat. Sie kehrte mit sichtlichen Spuren roher Misshandlung zurück, achtete jedoch dies alles nicht, war es ihr doch gelungen, abermals zwei Seelen, die etwa 17jährige Romakeschli und die kleine Uliti, die etwa 8 Jahre zählen möchte, zu retten und in die Missionschule mitzunehmen. Gegen 12 Jahre ist nun Viktoria im Marienhaus und sie ist sich immer gleich geblieben: gleich eifrig im Gebet, gleich fleißig bei der Arbeit und gleich heiter und fröhlich im gegenseitigen Verkehr. Ihre schönen Tage sind immer die Kommunionstage, und seit dem bekannten Dekret unseres hl. Vaters geht sie noch viel öfter und freudiger zum Tische des Herrn. Von einem Frühstück ist bei ihr an solchen Tagen keine Rede. Sie sände schon keine Zeit dazu. Ihre Danksgabe endet sie erst, wenn die Glode zur Arbeit ruht. Dann aber greift sie nach ihrer Haxe und geht mit den übrigen aufs Feld, so heiter und fröhlich, als verstände sich dies alles ganz von selbst. Agnes, ob ihrer hohen, mächtigen Gestalt von den Käffern auch Indschlovukazi (Elephant) genannt, ist seit einem Jahre mit einem braven Christen verheiratet; Viktoria aber will vom Ehemunde nichts wissen; sie ist und bleibt dieflammende, hochaufstrebende Sonnenblume, die keine andere Liebe kennt, als Christus, den Seelenbräutigam aller jungfräulichen Herzen.

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Wilhelm, O. C. R.

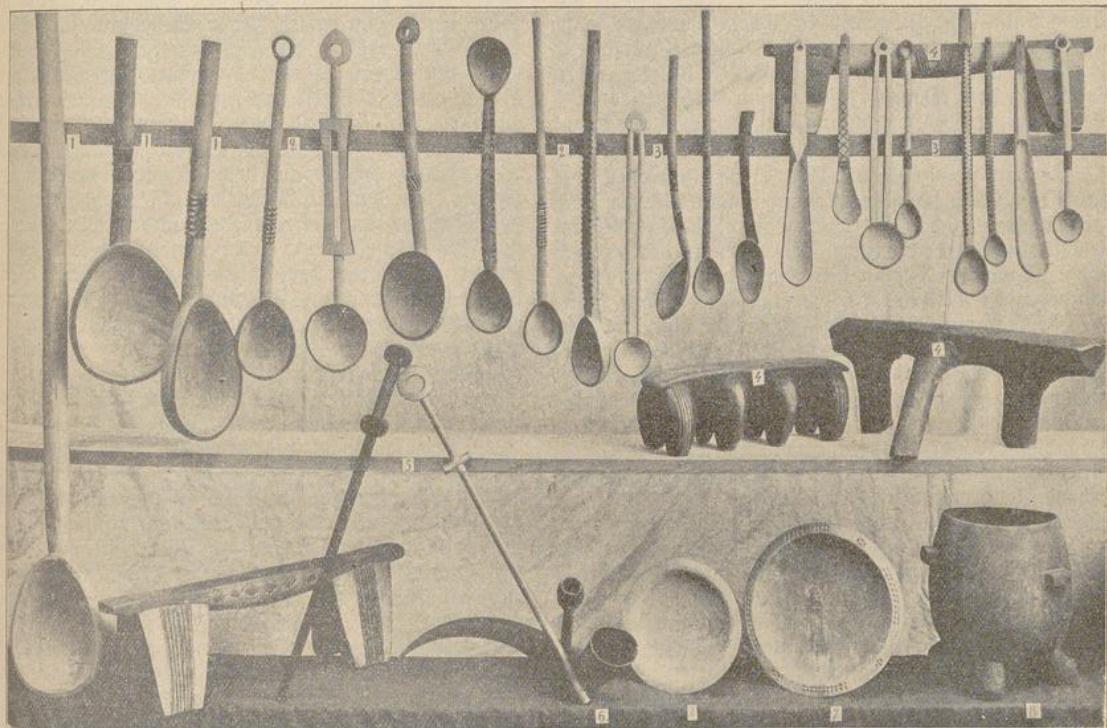
Still und friedlich wie eine liebliche Oase in der Wüste, liegt Dettling, eine unserer ältesten Missionsstationen, am Fuße des imposanten Inhlokozi-Berges, der gegen die Station zu steil abfällt, oben aber ein weites Plateau bildet und der ganzen dortigen Gegend den genannten Namen gibt.

Es war am Palmsonntag des Jahres 1894; der Gottesdienst war eben beendet, und die schwarzen Neubefahrten halten den Heimweg nach ihren Kraals angetreten, die zum Teil ziemlich weit von der Station entfernt lagen. Die Schul Kinder aber vereinten sich zwischen

den Stationsgebäuden zum munteren Spiel, während die scharenweise im nahen Wälzchen nistenden Vögel ihr fröhliches Gezwitscher hören ließen. Ich selbst hatte mit ein paar Kleinen eben einen Besuch auf unserm in einem Bläckmattelwälzchen verborgenen Friedhof gemacht, als ein Mann zu mir kam und meldete, ein hochbetagter Heide sei schwer krank und verlange dringend nach mir. Der Krante war mir bekannt, es war ein gutmütiger, uralter Mann. Er hatte mehrere Weiber gehabt, von denen jedoch nur noch zwei am Leben waren. Die älteste war katholisch geworden, ebenso ihre beiden schon erwachsenen Kinder. Ich hatte

Der betreffende Kraal war ungefähr anderthalb Stunden von Detting entfernt, und da das Wetter sehr schön war, gestattete ich einigen der älteren Kinder, mit mir zu gehen. Die munteren Kleinen verstanden es prächtig, mir durch ihre naiven Reden und die fröhlichen Lieder, die sie dazwischen sangen, die Zeit zu vertreiben. Ehe wir uns versahen, waren wir am Ziel. Ich fand den Kraal voll von Leuten; Verwandte und Nachbarn hatten sich von allen Seiten eingefunden; leider waren darunter auch ein paar stockheidnische Zauberer und Doktoren. Letztere erinnerten mich unwillkürlich an das Wort der Schrift: „Wo ein Aas ist,

Kaffrische Haus- und Küchengeräte.



1. Ukezo, große Holzlöffel zum Rühren beim Bierkochen *sc.*

2. Ukezo, mittlere Holzlöffel zum Essen ausschöpfen.

3. Ukezo, kleine Holzlöffel zum Essen und Füttern der Babys.

4. Isicamelo, teils aus gegabelten Asten gemacht, teils aus einem Stück Holz geschnitten, dient als Kopftisken und als Stuhl.

5. Iqabango, geschwungene kurze, oft mit Messingdraht verzierte Stöcke, als Tanzstöcke dienen.

6. Igudo, Pfanne aus Kuhhorn mit eingesetztem Holzstückchen, auf welches ein ausgehöhlter Stein zur Aufnahme des Tabaks geschraubt wird. Das Kuhhorn wird mit Wasser gefüllt und der Rauch mit vollen Backen aus dem dicken Ende gezogen.

7. Umcengezi, flache Holzteller, einer davon mit ausgeschnittenen Rändern, dienen zum Speisen vorsetzen.

8. Ilunga, Mekklübel aus einem Stück Holz geschnitten.

Ich schon wiederholte besucht und von Taufe und Belehrung mit ihm gesprochen, doch immer vergebens. Das Haupthindernis war und blieb sein jüngstes Weib, die auch ihrerseits von einer Trennung nichts wissen wollte. Dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf und vertraute dabei namentlich an das Gebet seiner Kinder, die auf meine wiederholte Ermahnung hin fleißig um die Bekehrung des Vaters beteten. Nun schien das Gebet erhört. Gott hatte den Greis mit einer schweren Krankheit heimgesucht, dies weckte in ihm ganz ernste Gedanken an Tod und Ewigkeit, und unaufgesordert ließ er mich nun zu sich rufen. Ich saumte natürlich nicht, mich sofort zu ihm zu begeben.

versammeln sich die Geier.“ Der leidende Greis streckte mir voll Schnauficht beide Hände entgegen und rief: „Baba, ich bin frank, und will nun getauft werden!“ „Schon gut, willst du nun aber auch die Bedingungen erfüllen, welche die katholische Kirche in dieser Beziehung stellt?“ „Welche, Vater?“ „Nun, ich habe sie dir schon früher, als du noch gefund warst, wiederholt genannt. Vor allem mußt du mir versprechen, dein zweites Weib zu entlassen.“ „Aber!“ — „Hier gibt es kein „aber“, es ist das eine kirchliche Vorchrist, von der ich unmöglich abgehen kann. Solange du mir das nicht versprichst, kann und darf ich dich nicht tauften.“ Der Krante schien die Sache zu überlegen; doch da flüsterte ihm einer

der heidnischen Doktoren etwas ins Ohr, nun blieb er hartnäckig bei seiner Weigerung. „Wer wird mir dann mein Essen kochen und das Brennholz sammeln?“ sagte er nach einer Weile. „Mein anderes Weib ist schon alt und Agnes, ihre Tochter, ist in der Schule in Mariamhill.“ „O, dafür wird der liebe Gott sorgen! Uebrigens bist du jetzt schwer krank, du bist alt und deine Tage sind gezählt, darum denke an den Tod und die Ewigkeit. Was wäre es Schreckliches, wenn du ohne Taufe sterben würdest!“...

In dieser Weise sprach ich noch länger zu ihm; vergebens, offenbar fürchtete er sich vor seiner heidnischen Umgebung und konnte es nicht übers Herz bringen, in deren Gegenwart sein jüngstes Weib zu entlassen. Beim Abschied gab ich daher seinem Sohn Alois, einem verständigen Mann, im stillen den Rat, fleißig auf seinen Vater acht zu geben, ich würde zwar am nächsten Morgen wieder kommen, doch sollte sich während der Nacht plötzlich eine Gefahr einstellen, so solle er den Vater auf den Namen Josef taufen, selbstverständlich aber nur unter der Bedingung, daß er sich zuvor bereit erkläre, sein zweites Weib zu entlassen.

Es war schon spät am Abend, als ich wieder nach Hause kam. Am nächsten Morgen machte ich mich noch vor Tagesanbruch auf den Weg nach Mariatrost, um die Österbeichte der dortigen Schwestern zu hören; auch wollte ich meinem Versprechen gemäß den franken Greis besuchen, dessen Kraal nur wenig abseits vom Wege lag. Es war ein kalter Morgen; dichter Nebel, wie er dort häufig vorkommt, hinderte mich, schnell zu reiten. Dazu ist der Weg von Detting nach Mariatrost äußerst beschwerlich; er besteht fast nur aus schmalen Fußpfaden, die vielfach an steilen, oft senkrecht abfallenden Bergabhängen vorbeiführen, und nimmt etwa fünf Reitstunden in Anspruch. Uebrigens ist die ganze dortige Gegend hochromantisch, ein wahres Labyrinth von Hügeln, Schluchten und Tälern, meist mit langem, zähem Gras zwischen niedrigem Dornengestrüpp bewachsen. Die Sonne ging eben auf, als ich mich der Hütte des franken Mannes näherte. Sein Sohn kam mir mit der Kunde entgegen, er habe den Vater während der Nacht getauft. Als die meisten Leute fort waren, habe er nach mir gefragt mit den Worten: „Kommt denn der Vater noch nicht bald?“ Auf die Erwiderung, er würde erst am Morgen kommen, sei er ganz traurig geworden und habe gesagt: „Wie aber, wenn ich nun sterben muß, bevor er kommt?“ Der Sohn entgegnete: „Du willst ja nicht tun, was der Umfundij von dir verlangt.“ „Doch, doch, ich will alles tun, wenn ich nur getauft werde!“ Auf dieses hin habe ihn der Sohn getauft, aus Furcht, er möchte sonst ohne Taufe sterben. Der Kranke selbst rief mir, als ich zu ihm in die Hütte trat, voll Freude entgegen: „Vater, jetzt bin ich getauft! O wie freue ich mich darüber!“ Ich teilte sein Glück von ganzem Herzen und ermahnte ihn zur Geduld in seiner Krankheit und zu wahrem Gottvertrauen. Er bedauerte sehr, daß ich nicht länger bei ihm bleiben könnte, denn ich hatte noch einen weiteren Weg vor mir; übrigens tröstete ich ihn beim Abschied mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Doch ich sollte ihn auf dieser Welt nicht mehr sehen. Etwas wehmüdig gestimmt bestieg ich mein Rößlein wieder. Es war das erstmal, daß ich dieses Tier, das ich von einer Nachbarstation erhalten hatte, ritt. Es war sonst ganz willig und zahm, hatte aber doch einige Nutzungen an sich, die ich damals noch nicht kannte. Der Weg führte mich hochbergauf; nach zwei-

stündigem Ritt kam ich an einer Käffernhütte vorbei, in der sich ein kleines, harmloses Hündchen befand, das, sobald es meiner ansichtig wurde, mir heftig bellend entgegen kam. Mein früheres Pferd kannte das und hatte sich wenig darum bekümmert, nicht so das jetzige, denn kaum gewahrt es das bellende Hündchen, als es auch schon anfing, in wildem Galopp davonzurennen. Ich zog die Zügel stramm an, um es zum Stehen zu bringen, denn der Weg daselbst war in hohem Grade gefährlich. Vergebens, je stärker ich die Zügel hielt, um so wilder wurde das Pferd. (Erst später merkte ich, daß es das absolut nicht ertragen konnte.) Wie rajend stürmte es an dem Kraal vorbei. Ich rief den Leuten zu, den Hund zurückzuhalten; doch es war schon zu spät. Ich hatte rechts einen hohen Berg, links ein tiefes Tal, der Weg war schlecht und kaum einen Fuß breit. Jeden Augenblick fürchtete ich samt dem Pferde in die Tiefe zu stürzen. — So ging es in sausendem Galopp etwa eine Viertelstunde fort, bis ich an eine Stelle kam, wo der Weg steil abwärts zu einem Flusse führt. Hätte ich hier das Pferd weiter rennen lassen, so wäre ich einfach verloren gewesen. Der schmale Hügel, auf dem ich mich gerade befand, mochte etwa hundert Meter breit sein. Ich warf nun das Pferd herum, um es wieder auf den Weg zu lenken, auf dem ich gekommen war; umsonst, stets rannte es wieder nach einem der Abhänge zu. Von drei Seiten drohte mir der Tod, ich wußte nicht mehr, was ich anfangen sollte. Zuletzt kam mir der Gedanke, mich heruntergleiten zu lassen. Ich zog den rechten Fuß aus dem Steigbügel und ließ mich nach der linken Seite herunterfallen, blieb aber dabei mit dem linken Fuß im Steigbügel hängen. Zum Glück jedoch blieb das Pferd, sobald ich die Zügel los ließ, stehen, sodass ich nur ein paar Schritte geschleift wurde. Ich fühlte heftige Schmerzen in der linken Seite, und mein linker Arm schwoll zusehends an. Was nun anfangen? Weit und breit war kein Mensch zu sehen, und bis Mariatrost hatte ich noch zwei volle Stunden zu reiten. Ich setzte mich auf einen Stein, um vorerst etwas auszuruhen. Mein Pferdchen stand traurig neben mir, als wollte es sagen: „Ich bin nicht schuld an deinem Fall, warum hast du mich so grausam gehalten mit dem scharfen, schneidendem Zügel?“ Ja nun, später kannten wir einander schon besser. Ich ließ das Tier eine Weile weiden, suchte in der Zwischenzeit meinen Hut, der mir bei dem wilden Rennen entfallen war, und versuchte zuletzt von einem etwas höheren Felsblod aus wieder auf den Gaul zu kommen, was mir auch gelang, obwohl ich den linken Arm vor Schmerzen kaum mehr rühren konnte. Von jetzt an ließ ich meinem Rößlein ruhig seinen Willen, und dieses trabte mit mir hübsch langsam, Schritt für Schritt, den Berg hinab bis zum Umzumbi-Fluß. Es ist das ein wildromantischer Wasserlauf, der in der Nähe unserer Missionsstation St. John entspringt, sich mühsam zwischen zahllosen Bergen und Hügeln hindurchwindet und zuletzt unterhalb N. Scheppstone sich ins Meer ergießt. Seine Ufer sind meist mit dichtem, niedrigem Gebüsch bestanden; in der trockenen Jahreszeit ist er leicht zu passieren, in der Regenzeit aber kann er, wie alle südafrikanischen Flüsse, recht gefährlich werden. Von hier aus führte mein Weg steil bergauf über den sogenannten Teufelsberg. Mühsam schlängelt sich der schmale, rauhe Fußpfad zwischen dem Dornengestrüpp hindurch. Sonst hatte ich diesen Berg meist zu Fuß erschleppt, nicht so fast um das Pferd zu schonen, sondern

der Dornen wegen, die dem Reiter bald von rechts, bald von links das Gesicht zerkratzen; heute aber mußte mich mein Rößlein den ganzen Berg hinauftragen. Dafür ließ ich ihm aber auch Zeit, und so brauchten wir zusammen zur Zurücklegung eines Weges, den man sonst in zwei Stunden zu machen pflegt, fast fünf Stunden. Oben von der stolzen Höhe des Teufelsberges aus hat man einen prächtigen Überblick über das ganze weite Terrain, wo sich ein stolzer Berggipfel neben dem andern erhebt. Wie gewaltige Riesen stehen diese Berge da und sonnen ihre zärtigen, oft mit sonderbaren Felsenmauern getrösteten Häupter im schönsten Azurblau des afrikanischen Himmels. Es war heilige Abend, als ich in Mariatrost ankam. Selbstverständlich fand ich dort die liebvolleste Aufnahme, und alles wetteiferte, meinen inzwischen hoch angehörschten Arm wieder in Ordnung zu bringen.

Die Nachricht von meinem Unglück hatte sich schnell bis nach Detting verbreitet, und so kam es, daß am folgenden Abend fast alle größeren Kinder der Dettinger Schule hier in Mariatrost eintrafen, mich zu besuchen. Sie waren recht müde und hungrig und durstig dazu, denn sie hatten den ganzen weiten Weg ohne Speis und Trank zurückgelegt. Doch da kam Hilfe zur rechten Zeit: Ein Ochs hatte Tags zuvor ein Wein gebrochen und mußte geschlachtet werden; somit gab es für alle Kinder Fleisch im Überfluß, was sie schnell wieder unter machte. Ueberhaupt gibt es kein besseres Mittel, einen Kaffer rasch auf die Beine zu bringen, als ihm ein tüchtiges Stück Fleisch in Aussicht zu stellen. Für Fleisch und Utschwa ist ihm kein Weg zu weit. Mittwoch nachmittag traf die Kunde ein, der alte Joseph sei gestorben. Donnerstag früh machte ich mich daher auf den Rückweg. Die Kinder führten mich einen anderen Weg, der zwar weiter, doch viel bequemer war als der erste. Gegen Mittag kamen wir zusammen wohlbehalten in Detting an. Ich wollte vor allem dem alten Joseph die letzte Ehre erweisen und hoffte bei dieser Gelegenheit den anwesenden Heiden recht ins Gewissen reden zu können, doch ich fand bei meiner Ankunft die Arbeit schon getan. P. Ludger in St. Michael hatte ebenfalls von meinem Unglück gehört und war schnell herbeigeeilt, mich zu besuchen und die nötigste seelsorgerliche Aushilfe in Detting zu leisten. Gott sei Dank hatte dieser Unglücksfall für mich keine weiteren schlimmen Folgen; ich war bald wieder hergestellt und konnte wie sonst meinen Verpflichtungen nachkommen.

Sind Träume immer nur Schäume?

Von Schw. Innocentia.

St. Peter, D. O. A. — Kälage war erst seit einigen Monaten der ununterbrochenen Schar unserer Missionsschüler beigetreten, als er eines Morgens seinem Mitschülern auffallend ernst und in sich gelehrt vorkam. Um die Ursache seiner sonderbaren Gemütsstimmung fragt, erzählte er Folgendes: „Ich hatte diese Nacht einen höchst wunderbaren Traum, der einen so tiefen Eindruck auf mich machte, daß ich nicht imstande bin, ihn aus dem Sinne zu schlagen. Ich träumte aber also: P. Missionär gab mir Erlaubnis, einige Tage in der Heimat zuzubringen. Dort setzten mir meine Eltern mit einer großen Versuchung arg zu. Sie hielten mir nämlich vor, es sei höchste Zeit, daß ich den Geistern das Opfer der Großjährigkeit bringe und den dabei üblichen Festlichkeiten beitrete. Alle meine Altersgenossen hätten diese Pflicht bereits erfüllt und

sollte ich nicht das Gleiche tätte, müßte ich die Nachte der Geister fühlen mein Leben lang. Ich weigerte mich anfangs entschieden, auf diese Zumutung einzugehen, meine Angehörigen darauf hinweisend, daß ich den Weg zum Christentum bereits eingeschlagen habe, daß ich bald getauft sein möchte und als Christ die Geister nimmermehr ehren dürje. „Mein Sohn“, erwiderte hierauf mein Vater, „du stellst dir die Sache zu schwer vor; siehe, mein Kind, es geht ja ganz leicht: Gerade jetzt vor der Taufe hast du noch schön Gelegenheit, deine Pflichten den Geistern gegenüber zu erfüllen. Siehe, du bist jetzt ganz allein bei uns; niemand von der Mission sieht es, niemand wird es erfahren, wenn du den Willen deines Vaters tuft. Am bestimmten Tage kehrt du zum Missionär zurück, und lernst und wirst Christ; ich habe dann nichts mehr dagegen. Aber jetzt mußt du vorher die Pflichten deines Stammes erfüllen. Mein Kind, es muß sein, du würdest sonst unglücklich werden für immer! Mein allerliebster Sohn, ich bitte dich, tue es wenigstens mir, deinem Vater zu lieb! Du weißt ja, ich würde mir den Zorn der Geister zuziehen, falls eines meiner Kinder ihnen nicht die gebührende Ehre erwiese. Ach Kind, mein liebstes Kind, bringe deinen alten Vater nicht vorzeitig ins Grab!“ Diese Bitten und Vorstellungen meines greisen Vaters durchschnitten mir das Herz; ich war unsfähig, weiteren Widerstand zu leisten. Weinend senkte ich den Kopf und antwortete meinem Vater: „So geschehe also dein Wille; feiere morgen deinem Sohn das rückständige Fest! Doch ich bitte dich, laß es möglichst gehheim geschehen; denn nimmermehr würde ich auf Ostern zur Taufe zugelassen, falls diese Tat dem Missionär bekannt würde.“ Schnell wurde hierauf die Feier vorbereitet: Mehrere Boten mußten eiligst die nächsten Verwandten und Bekannten zusammenrufen, die freudig herbeilaufen kamen, so daß es gegen Mitternacht im Elternhause schon wimmelte von Gästen. Frauen aus der Nachbarschaft schleppten wohlgefüllte Bierkrüge herbei. Auch der schwarze Doktor war da, und noch vor Tagesanbruch wurde die Opferziege geschlachtet. Was der mshai (Zauberer) dabei für Zeremonien machte, und welche Gebete er mit den anwesenden Männern sprach, — ich beachtete es gar nicht; denn ich saß stumm und teilnahmslos in ihrer Mitte. Eine innere Stimmung sagte mir fortwährend: „Das ist in den Augen des großen Gottes eine schwere Sünde!“ Ach, und wie bang wurde mir da um's Herz! Ebenso gleichgültig saß ich da, als man mich in die großen Geheimnisse einweihte. Mit Tagesanbruch waren die religiösen Zeremonien beendet und man rüstete sich zum Tanze. Wir Jünglinge mußten als Vorbereitung unsere Kleider ablegen, den Körper mit weißer Erde beschmieren, und dann einen Lendenschurz von Palmblättern umtun; auch unseren Messingschmuck legten wir an. Endlich, als die Sonne schon hochgestiegen war und allmählich heitere Gefänge erlangten, begleitet von fröhlichem Trommelschlag, da verloren sich die schweren, düsteren Gedanken; ich fühlte mich wieder wohl wie ehedem bei solchen Festlichkeiten, und tanzte nach Herzenslust im Kreise meiner Kameraden. Da plötzlich, mitten im ärgsten Stampfen, Springen und Singen sah ich zwei mir wohlbekannte Burschen zornig auf mich zuschreiten: Philipp und Christian, die vertrauten Gehilfen des P. Missionärs, hatten mich auf frischer Tat erlappt! — „Wie? So betrügst du unseren Vater“, begannen sie in strengem Tone! Ich aber

hörte nichts weiteres mehr, denn, ganz außer mir vor Schrecken, ergriff ich eiligst die Flucht. In wilder Angst rannte ich ins Gebüsch und die beiden Christen hinter mir her. Es gelang mir jedoch bald, deren Blicke zu entkommen und eine sichere Richtung einzuschlagen. Als ich mich allein glaubte, da, — o Schrecken! — sah ich plötzlich einen gewaltigen Jüngling mit zwei leuchtenden Flügeln hinter mir herkommen. Ich versuchte nochmals, zu entfliehen, doch im Nu hat er mich erreicht, und hält mich mit unüberstecklicher Gewalt fest. „Du glaubst also auch vor mir entfliehen zu können“, fährt er mich an, „doch da hast du dich wahrlich verrechnet! Vor mir gibt es kein Entfliehen; wohin du dich immer auch verstecken magst, so bin ich dennoch bei dir und sehe dich.“ „Du bildest dir wohl ein, Gott selbst zu sein,“ wagte ich trocken zu entgegnen. „Ich bin zwar nicht Gott selbst“, erwiderte er, „aber ich bin der Vate Gottes. Das will ich dir gleich beweisen; denn siehe, du Flüchtlings, jetzt bring' ich dich vor den Richtersthul Gottes.“ Mit diesen Worten fasste er mich beim Armt. Da überkam mich eine so entziehliche Angst, daß ich vom Schlaf erwachte. — „Ach!“ fügte der ergriffene Knabe seiner Erzählung bei, „ich zittere jetzt noch und meine noch immer die kräftige Hand des geflügelten Jünglings zu fühlen. Wahrlich, diesen Traum werde ich nie vergessen! Er wird mich davor behüten, jemals in eine Versuchung meiner Angehörigen einzuvilligen.“

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

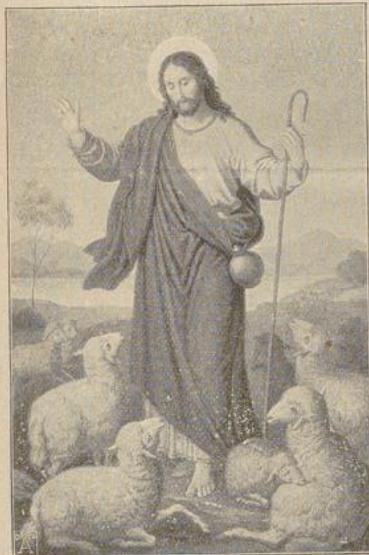
Emaus. — Eines Tages kamen zwei große heidnische Mädchen aus dem Pondoland hier an und batzen um Arbeit. Die Sache fiel uns auf, denn die Heimat der Mädchen war zwei volle Tagereisen von Emaus entfernt. Der kommende Sonntag sollte uns die nötige Aufklärung bringen; denn da kam der Vater der Mädchen zu Pferd dahergesprengt und forderte mit Ungestüm seine Töchter heraus. Er habe beide an heidnische Männer verheiraten wollen, sie aber hätten ihm die Zustimmung verweigert und seien zuletzt heimlich entflohen. Die Mädchen, welche das Lärm und Toben ihres Vaters gehört hatten, versteckten sich zunächst im Nähzimmer der Schwestern, dann aber gewannen sie Mut, traten ruhig vor den zürnenden Vater hin und erklärten kategorisch, daß sie keinen Heiden heiraten würden. Sie seien jetzt hier und wollten immer bei den ama-Roma bleiben, um Christen zu werden. — Der Vater mußte zuletzt unverrichteter Dinge wieder heimreiten, die Mädchen aber begaben sich, um von weiteren Belehrungen verschont zu bleiben, in die Missionschule nach Mariatal. Zu den Exkursionen, die ich gelegentlich behufs eines Krankenbesuches oder einer Rottause mache, nehme ich meistens unsern Stationsgau, den alten „Tritz“, der wohl schon seine 20 Sommer auf dem Rücken hat, aber immer noch erstaunlich bei Kräften ist. Gewöhnlich muß er den ganzen Tag am Flug gehen; nehme ich ihn gelegentlich zu einem Missionsritte mit, so weiß er die Ehre wohl zu schätzen, spielt dabei aber auch den Erfahrenen und Klugen. So oft es einem steilen Abhang zugeht, und das ist hierzulande gar oft der Fall, bleibt er stehen und nötigt mich, abzusteigen. Besonders vorsichtig benimmt er sich auch, wenn es gilt, einen Sumpf oder Bach zu überschreiten; solange er seiner Sache nicht sicher ist, bringt ihn

kein Mensch da durch. — Einmal sah er am Weg eine Pfeife liegen. Er blieb stehen und schnupperte solange daran herum, bis ich abstieg und sie aufhob. Verwendung hatte ich allerdings keine dafür; was sollte ich mit einer Pfeife anfangen? Kurz darauf kam ich an Pauls Hütte vorbei. Es ist das einer unserer tüchtigsten Arbeiter und bräutsten Christen. Paul ließ mir nach und erschuf mich, sofort zu ihm zu kommen. Ein heidnisches Weib sei in seiner Hütte mit einem Kind eingelehrt, das am Sterben liege. Es war in der Tat so; das Kind lag schon in den letzten Zügen. „Hast du kein Wasser zur Hand, Paul?“ — „Doch wir haben welches!“ Er suchte überall eiligst herum und kam endlich mit einer vollen Flasche daher. „Ist es auch wirkliches, reines Wasser?“ — „Ja, wir trinken alle daraus!“ — Gut, ich nehme die Flasche und tauße den sterbenden Knaben auf den Namen „Josef“. Paul war nun außer sich vor Freude, desgleichen seine brave Ida. Da erinnerte ich mich der Pfeife. „Willst du eine Pfeife haben, Paul? Tabak habe ich aber keinen dazu; den mußt du selber liefern“. — „Ja, mein Vater, ich habe etwas Tabak“, sprach's, stopfte sich das Pfeifchen und paffte und rauchte nun darauf los wie ein Schlot. — Sagt nicht das Schriftwort: „Man muß das Glück beim Schopf ergreifen?“ Häufig sieht man in Natal und Griqualand Kaffernweiber daherkommen, die ungeheure Bündel von 6-7 Fuß langem Deckgras auf dem Kopf schleppen. Dieses zum Decken der Kraalhütten benutzte Gras wächst nicht überall, sondern nur an einzelnen, besonders günstig gelegenen Stellen und ist zeitweilig sehr gefucht. Das Schneiden und Herbeischleppen desselben ist Sache der Mädchen und Weiber und legt für deren Körperkraft ein sehr beredtes Zeugnis ab, denn so ein Grasblündel ist oft über einen Centner schwer, und wird von ihnen über Berg und Tal Stunden weit getragen. Zu Hause wird es an sicherem Ort aufgestapelt, um damit zu gelegener Zeit die Hütten zu decken oder am Dach schadhafe Stellen auszubessern. Ich sprach vorhin von der Kraft dieser Kaffernweiber und sie verdient in der Tat alle Anerkennung, denn ein Mann wäre nicht imstande, auf so weite Entfernung solche Lasten zu tragen. Lebhaft macht das Geschick im Hohen und Tragen, sowie die Gewohnheit auch viel Kaffernmädchen tragen von Kindheit an alles auf dem Kopf: Flaschen, Wasserkrüge, Utschmalatöpfe, Steine, kurz alles, was es eben zu tragen gibt; nicht selten sieht man sogar eine Schale oder ein Beil in ihrem dichten Wollhaar stecken; und die nötige Übung im Tragen gibt ihnen das tägliche Herbeischleppen des Trink- und Waschwassers, das sie oft aus sehr unbequem gelegenen Quellen holen müssen, sowie des nötigen Brennholzes. Die Kost dieser Leute könnte nicht einfacher sein. Fast das ganze Jahr hindurch haben sie nur Maisbrei, von ihnen Pallitsh genannt, den sie aber in ihren großen, dreifüßigen Kesseln wirklich fahlos zu bereiten wissen. Sind sie gerade bei Kasse, so röhren sie auch noch im Store gesäuften Zucker daran, oder bereiten sich ein Zuckerwasser daraus. Man sieht, ohne zeitweiliges Naschen geht's auch beim Kaffernweib nicht ab. Sie werden bei dieser einfachen Lebensweise oft uralt. Genau läßt sich das Alter so eines Kaffernweibchens allerdings nicht bestimmen — sie selbst haben meist keine blaße Idee von der Zahl ihrer Jahre, — doch sicherlich gibt es unter ihnen manche, die ihre 100 Jahre und darüber alt sind. (Forti. folgt.)

St. Josephsgärtchen.

Rückkehr der hl. drei Könige. (Fortsetzung.)

Kurz darauf, so erzählt Anna Katharina weiter, kamen die hl. drei Könige noch einmal in die Krippenhöhle herein. Sie trugen weitstielende Seidenmäntel und hatten Rauchfässer in den Händen, womit sie die hl. Familie und die ganze Höhle beräucherten. Zwei Diener hatten zuvor eine tierrote Decke auf dem Boden ausgebreitet, worauf Maria mit dem Kinde lag nahm. Ich sah sie nachher in dem Zelte auf einem Teppich um ein niederes Täschchen liegen, und da der hl. Joseph Tellerchen mit Früchten, Brödchen, Honigwaben und Schüsselchen mit Kräutern hinbrachte und mitten unter ihnen saß und mitaß. Er war so fröhlich und gar nicht schüchtern und weinte immer vor Freude. Ich dachte dabei an meinen Vater, wie er bei meiner Profess im Kloster unter so vielen vornehmen Leuten sitzen mußte, wovor er in seiner Demut und Einfalt sich geschenkt hatte, wie er aber doch so fröhlich war und vor Freude weinte. Zuletzt hielten die Könige unter einem großen, in der Nähe befindlichen Terebinthenbaum mit ihren Leuten Gottesdienst



Der gute Hirte.

sach, mit rührendem Dank entgegen. Man sah da keine Freude an den Sachen, nur Dank gegen die frommen Geber. Die Könige, durch einen Engel gewarnt, daß Gefahr von Herodes drohe, baten die hl. Familie, mit ihnen zu fliehen; diese aber blieb im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Dann bestiegen sie ihre Tiere und eilten weg. Ich sah einen Engel bei ihnen draußen auf dem Felde, der ihnen den Weg wies, den sie ziehen sollten. Als man am kommenden Morgen in Bethlehem von ihrem Aufbruch erfuhr, waren sie schon bei Engaddi, und das Tal, wo sie gelagert hatten, war bis auf einige Zeltpfähle und die Spuren im niedergetretenen Gras wie sonst ruhig und still. Joseph hielt die Geschenke der Könige wohl verborgen.



Die hl. Familie.

Es waren in dem Hügel unter der Krippe noch andere Höhlen, die niemand kannte, die aber Joseph schon als Knabe entdeckt hatte. Sie rührten vom Patriarchen Jakob her, der, als Bethlehem erst aus ein paar Hütten bestand, bei seinen Jügen hier über der Krippenhöhle ein Zelt gehabt hatte. Die Geschenke der Könige, die Zeugstoffs, die Mäntel, die goldenen Gefäße, dies alles ist nach der Auferstehung des Herrn zum ersten Gottesdienst verwendet worden.

Glücklich, wer auf Gott vertraut
Und bei trüben Tagen
In die ferne Zukunft schaut
Sonder Angst und Bangen.

Nichts hat in der Welt Bestand:
Was da kommt, muß scheiden,
Und so reichen sich die Hand
Immer Freud' und Leiden.

Hat der Himmel Müh' und Schmerz
Dir einmal beschieden —
Sei getrost, ein jedes Herz
Findet seinen Frieden! —

mit einem rührenden Gesang, wobei die Stimmen der Knaben gar lieblich mitklangen. Dann lagerten sie sich in verschiedenen Zelten. Am folgenden Tag waren alle nochmals abwechselnd in der Krippenhöhle, auch sah ich sie viel verschenken, namentlich an die Hirten, wo sie ihre Tiere stehen hatten und auch sonst an arme Leute. Ein Teil ihres Gefolges wollte für immer hier bleiben; sie wurden von den Königen liebevoll entlassen und reichlich bezeichnet. Am Abend sah ich sie in der Krippenhöhle Abschied nehmen. Monsor ging zuerst allein hinein. Die hl. Jungfrau gab ihm das Jesuitind auf die Arme. Er weinte sehr und leuchtete förmlich vor Freude. Dann kamen auch die andern und nahmen unter Tränen Abschied. Sie brachten noch viele Geschenke, namentlich kostbare Decken und seine Stoffe. Die hl. Jungfrau nahm alles ein-

Ein Gnadenkind. (Fortsetzung.)

Als Anna Katharina in späteren Jahren ihrem außerordentlichen Gewissensführer Oberberg Rechenschaft über ihr Gebet in erster Jugendzeit abzulegen hatte, gab sie zur Antwort: „Von Kindheit auf betete ich weniger für mich selbst, als für andere, daß doch keine Sünde geschehen und keine Seele verloren gehen möge. Ich begehrte alles von Gott und immer mehr, je mehr ich erhielt, und nie hatte ich genug. Ich war bei ihm so dreist und dachte: Er hat ja alles, und sieht es gern, wenn wir nur recht herzlich von ihm begehren.“

Ein großer Teil ihres Gebetes wurde von Anna Katharina den armen Seelen im Fegefeuer aufgesetzt. War es Winterszeit, so kniete sie nachts in den Schnee und betete für sie, bis sie vor Kälte ganz erstarnte, mit ausgespannten Armen. Auch nahm sie ein scharfkantiges Stück Holz zum Kniestock, oder kniete sich in Resseln und geifelte sich damit, um durch solche Peinen ihr Gebet wirkamer zu machen. Hierbei ward ihr sehr oft der Trost, den Dank der durch sie befreiten Seelen zu empfangen. Doch hören wir ihre eigenen Worte: „Da ich noch ein Kind war, wurde ich von einer mir unbekannten Person an einen Ort geführt, der mir als das Fegefeuer erschien. Ich sah dort viele Seelen in großen Leiden, die mich um Gebet anslehten. Es war mir, als werde ich in einen tiefen Abgrund geführt. Ich sah einen weiten Raum, der einen schrecklichen und dabei doch rührenden Eindruck auf mich machte; denn da saßen so stille, traurige Menschen, und ich fühlte, daß die armen Leute innerlich sehr große Schmerzen litten.“

Wenn ich recht lebhaft für die armen Seelen betete, hörte ich oft Stimmen um mich, die sprachen: „Ich danke dir, ich danke dir!“ — Als ich älter geworden, ging ich zur Frühmesse nach Roessfeld. Um besser für die armen Seelen beten zu können, ging ich einen einsamen Weg. War es noch dunkel, so sah ich arme Seelen paarweise vor mir schwaben, wie glänzende Perlen in einer trüben Flamme. Der Weg wurde mir ganz helle, und ich freute mich, daß sie um mich waren, weil ich sie kannte und sehr liebte. Denn auch Nächte kamen sie zu mir und begehrten meine Hilfe.“

Es wollte aber unser Herr der Lehrer und Führer Anna Katharinas nicht allein im Reiche des Schauens, sondern noch mehr in der Uebung aller Gottseligkeit sein. Darum ging er in alle Formen eines kindlichen Verkehres mit ihr ein, um sie Schritt für Schritt zur Vollkommenheit und höchsten Gleichförmigkeit mit ihm zu führen. Er trat z. B. vor sie als Kind mit einem Kreuze beladen und sah sie schweigend an, daß sie gerührt von seiner Geduld, ein schweres Stück Holz auf sich nahm und betend trug, so lange die Kräfte es vermochten. Oder sie sah ihn weinend über die Unbilden, welche freche, ausgelassene Kinder ihm zufügten; und dieser Anblick trieb sie oft in Dornen und Resseln, um durch ihre schuldlose Buße den Herrn zu versöhnen. War sie auf dem Felde oder beim Hüten der Kuh, wozu sie von dem 5. Jahre an gebraucht wurde, so kam er in Gestalt eines Gespielens zu ihr und unterrichtete sie, wie sie ihr ganzes Tun und Lassen zur Ehre Gottes einzurichten habe.

Der Segen dieses wunderbaren Verkehres ging auf alle über, mit denen Anna Katharina zu verkehren hatte, insbesondere auf ihre Alters- und Spielgenossen, deren kindlichem Treiben sie immer eine höhere Bedeu-

tung zu geben wußte. Wanderte sie z. B. mit ihnen durch schmale Feldwege, über denen die Halme zusammenschlugen, so lud sie die kleine Schar ein, in Prozession des Weges zu ziehen, eingedenkt, daß die hl. Engel zugegen seien. „Wir wollen“, pflegte sie zu sagen, „den Himmel auf Erden vorstellen, wir wollen alles im Namen Jesu tun und immer denken, daß Jesukind sei unter uns.... Wir wollen nach und nach eine ganz andere Welt anfangen, damit recht ein Himmel auf Erden werde!“ (Fortsetzung folgt)

Belohtes Vertrauen.

Der letzte Abendstrahl der Februarsonne stahl sich in ein ärmliches Stübchen und huschte über den blonden, aber bereits von manchem Silberfaden durchzogenen Scheitel einer Frau, die am Fenster saß und einen Knabenanzug ausbescherte. Derselbe war schon oft unter ihrer Hand gewesen, so daß ein Flecken am andern saß. Du lieber Himmel! und dabei war er der beste, den ihr Josef besaß. Mutter Marie seufzte tief auf, während sie die Nadel führte, und unwillkürlich drängten sich Tränen in ihre entzündeten Augen, die eine blaue Brille deckte. Fürwahr, des Lebens Mühe und Leid drückten gar schwer auf die schwachen Schultern der Frau, zumal in diesem harten, kalten Winter, der gar kein Ende nehmen wollte! Wieder ergriff die Frau einen Flecken, um ihn künftigerecht aufzutzen; dieweil spann sie ihre Gedanken weiter. — Seit vier Jahren mußte sie sich als Witwe allein durchs Leben holen, nachdem ihr Mann, ein Maurer, durch ein typhosie Sieber binnen weniger Tage von ihrer Seite gerissen ward. Es war nichts Leichtes für das arme Weib sich mit vier Kindern redlich durchs Leben zu schlagen; aber mit Gottes Hilfe war es gegangen, schlecht allerdings, aber doch redlich und recht.

Schon zu Lebzeiten ihres Mannes hatte Mutter Marie Botengänge besorgt, vom Dorfe hinein in die Stadt und in die umliegenden Ortschaften. Daneben begann sie einen kleinen Haushierhandel mit Butter, Eiern, Geflügel, Obst, je nach der Jahreszeit. Viel warf ja das nicht ab, aber doch etwas; und da die beiden älteren Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, bereits eine Kleinigkeit hinzuverdienten, durch Beihüten, Beeren- und Pilzesuchen, Kinderwarten und dergleichen, hatte Mutter Marie sich auf der Oberfläche zu erhalten gewußt.... Im letzten Jahre war es leider anders gekommen. Durch einen Gang über Land bei sehr scharfem Winde hatte die arme Frau sich eine Augenentzündung zugezogen, die sie zwang, wochenlang in einer Augenklinik zuzubringen. Wenn sie hier auch unentgeltlich aufgenommen wurde, so gab es dennoch eine Menge Nebenausgaben, die ihre wenigen Spargroschen völlig aufzehrten. Und dazu keinen Pfennig Verdienst! Ein Glück, daß gute Menschen sich ihrer Kinder annahmen; sie hätten sonst Hungers sterben müssen in dieser schweren Zeit. Als Mutter Marie aus der Klinik heimkehrte, waren ihre Augen wohl gebessert, aber noch sehr der Schonung bedürftig. Ach, und doch war es so sehr von nötzen, daß sie ihren kleinen Erwerb wieder aufnahm! Von was sollten sie und ihre Kinder denn leben? — So begann sie denn in Gottes Namen ihre Wanderungen wieder, aber sie mußte stets Rücksicht auf ihre schwachen Augen nehmen und so geschah es, daß die Einnahme recht schmal blieb und gar nicht im Einklang stand mit den Kohlenpreisen, die sich um so fühlbarer machen,

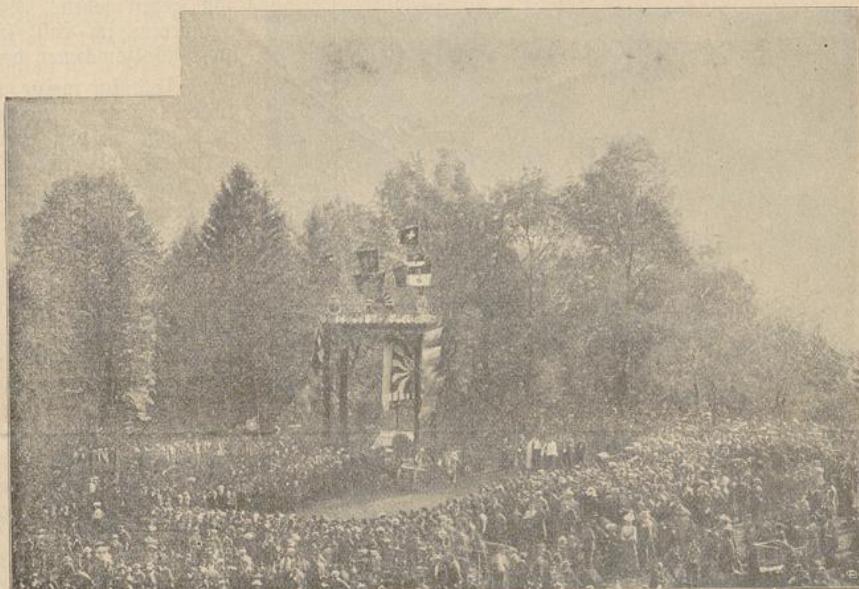
z harter und strenger der Winter blieb. Und noch ein Sommer nagte am Herzen der Mutter Marie. Am Sezten Sonntag sollte ihr Erstgeborener, Josef, zum erstenmale an den Tisch des Herrn treten, und auch mit das mindeste besaß sie zur würdigen Ausstattierung ihres Knaben an seinem Threntage. Wie gesagt, sein kleines Kleidungsstück hatte sie in Händen und wie konnte er sich mit diesem unter seinen Kameraden sehen lassen. Seit Jahren hatte sie für diesen Zweck ein kleines Sämmchen zusammengepart; aber leider war es in dieser Zeit der Not gleich allem andern dahingeflossen und jetzt stand sie da mit leeren Händen, ohne zu wissen, woher auch nur ein Stück, und wenn es noch so einfach wäre, für ihren Lieben nehmen — und in wenigen Wochen war der Weiße Sonntag. Wieder entrang sich ein Seufzer dem bedrängten Mutterherzen, und in Sommer Ergebung die Hände faltend, blickte sie trübe vor sich hin. Da — nein, wie sie doch darauf verlassen konnte! — fiel ihr Blick auf das Bild des hl. Nährvaters Josef, das über ihrer Lagerstatt hing. Dieser treue Helfer in irdischer Bedrängnis, zugleich der Namenspatron ihres verstorbenen Mannes und ihres Kindes, war ihr schon gar oft beigestanden, wenn es den Anchein hatte, als wolle es niemals weitergehen. Sollte er sie diesmal gänzlich im Stiche lassen? — Das gläubige Mutterherz vermochte das nicht anzunehmen. Und wieder falteten sich die Hände der Witwe und mit ungern Ausdruck ruhten die kranken Augen auf dem Bilde an der Wand. . . . Ein innbrüngiges Gebet aus treuer, bedrückter Mutterbrust rang los und nahm seinen Weg hin zum mächtigen Schuttpatron der christlichen Familie, seine Fürsprache heilzend.

Einige Tage später. Die Sonne scheint heute beinahe frühlingsmild und Mutter Marie hat einen ihrer Gänge in ein benachbartes Dorf unternommen. Jetzt steht sie in der Küche eines Herrschaftshauses, und nachdem die Hausfrau verschiedenes für die Haushaltung von ihr eingehandelt, erkundigt sie sich nach den Verhältnissen der Witwe, welcher sie schon manche Gute erwiesen. In bewegten Worten schildert diese ihre bedrangte Lage und erwähnt auch, was augenblicklich ihre Hauptfuge bilde: die würdige Ausstattierung ihres Knaben für den Tag der ersten heiligen Kommunion. „O, was das anbelangt, liebe Mutter Marie“, unterbricht die edle Gönnerin die Rede der Witwe, „dürfen Sie beruhigt sein. Der hochwürdige Herr Barret von N., dem Orte, wo Sie eingepfarrt sind, hat mir jüngst gesagt, daß ich ihm einen bedürftigen Knaben in Vorschlag bringen dürfe, welchen er für den Tag der ersten heiligen Kommunion vollständig be-

kleiden wolle. Sehen Sie, das wäre etwas für Sie. Gehen Sie noch heute zu dem geistlichen Herrn, überbringen Sie ihm meine Empfehlungen und tragen Sie ihn in meinem Namen Ihre Bitte vor.“ Einen Augenblick lang stand Mutter Marie bei diesen Worten da, als hörte sie nicht recht, dann aber rief sie, die Hände ihrer Gönnerin erfassend, mit Tränen in den Augen aus: „O mein Gott, da hat er also doch geholfen, wahrhaftig, der gute, liebe, hl. Josef!“

Darauf erzählte sie der teilnehmend lauschenden Dame, wie sie sich ganz vor kurzem in ihrer Bedrängnis so recht innig und vertrauensvoll an den gütigen Helfer der Bedrückten und Verlassenen gewendet und ihn um seine Fürsprache gebeten habe.

Mutter Mariens Zuversicht auf die Hilfe des hl. Josef ward in der Tat nicht getrogen. Ihr Junge



Erinnerung an die schweizerische Rütlifeier 1907. Feldgottesdienst.

konnte in einem netten, anständigen Aufzuge an den Tisch des Herrn treten und verdankte nicht allein diese Wohltat dem menschenfreudlichen, geistlichen Herrn, sondern auch eine Stelle als Lehrling bei einem gut katholischen Handwerksmeister, wo er Gelegenheit fand, ein tüchtiger Mensch und eine kräftige Stütze für seine Mutter zu werden.

Für diese selbst machte der hl. Josef seine Fürsorge überdies dadurch geltend, daß er die Herzen guter Menschen rührte; man wandte ihr die Segnungen des St. Winzenzvereines zu und erleichterte so ihr Los um ein Beträchtliches.

St. Peter. D. O. R. — Neulich hörte ich zufällig, wie sich die Waschambala den Nebel erklären: „Du“, sagte ein Junge zu seinem Kameraden, als er morgens die Gegend mit dichtem Nebel belagert sah, „heute hat aber der geheimnisvolle Mann vom Walde wieder die ganze Nacht durch geraucht“. „Der muß aber auch eine große Pfeife haben und sehr viel Tabak, um so viel Rauch machen zu können“, meinte der andere.

(Schw. Innocentia.)

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

15. Kapitel. Boten aus dem Königskraal.

Umschlopogaas hatte bereits einige Monate bei Galazi zugebracht, da träumte ihm einmal während der Nacht von Nada. Beim Erwachen war ihm ganz weich ums Herz, und er beschloß, Nachrichten einzuziehen über mich, seinen vermeintlichen Vater, und Nada, seine Schwester. Er zog daher wieder seine alten Kleider an, nahm Abschied von Galazi und wandte sich dem Kraal zu, wo die alte Frau gelebt, deren Sohn Galazi vom Geisterberge geholt hatte. Hier gab er sich für den Sohn eines fernen Chief aus und tat, als suche er eine Braut.

Bewundert schaute das Volk den jungen, hochgewachsenen Mann mit den großen, schwarzen Löwen-



Erinnerung an die schweizerische Rütlischieler 1907.
Festrede des Herrn Ständeratspräsidenten Adalb. Wirz.

augen an, und einzelne von ihnen meinten, es sei dies der große Zauberer vom Geisterberge, Galazi, der Wolf. Andere widersprachen und sagten, er sei es nicht, denn sie hätten Galazi schon wiederholt gesehen. Während sie darüber noch disputierten, nahte plötzlich eine Truppe fremder Krieger. Es waren Zulus, 50 an der Zahl; Umschlopogaas erkannte sofort den Anführer. Schon wollte er sich zu erkennen geben, doch nach einiger Überlegung zog er es vor, sich in einen Winkel der Hütte zu setzen, und vorerst das Weitere abzuwarten. Das war klug getan, denn als der Kraalsbesitzer voll Bangen den Hauptmann fragte, was er denn hier wolle, entgegnete jener: „Es handelt sich eigentlich um nichts. Wir sind nur von Tschaka ausgesandt, um einen gewissen Umschlopogaas, den Sohn des Mopo, zu suchen. Letzterer ist des Königs Leibarzt und er sagte, der Junge sei hier in diesen Bergen von einem Löwen getötet worden. Die Sache kam dem König etwas zweifelhaft vor und darum sollen wir nun nähere Erkundigungen darüber einziehen.“

„Kein Mensch hat hier jemals etwas von einem Umschlopogaas gehört“, entgegnete der Hausherr, „doch, was wollt ihr denn eigentlich von dem Jungen?“ „Wir wollen ihm das Lebenslichtlein ausblasen; sonst nichts.“ „Und sein Vater Mopo, was ist's mit dem?“ „Das ist ein alter Zauberer und Bösewicht. Tschaka hat übrigens seinen ganzen Kraal: Männer, Weiber und Kinder aufgefressen.“ — Da wurde

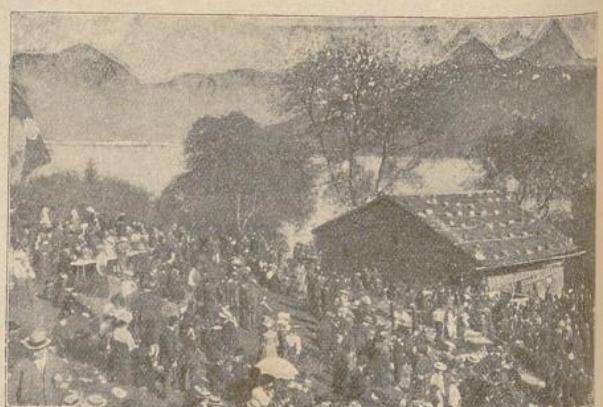
dem armen Umschlopogaas das Herz gar schwer, denn er glaubte, ich, sein Vater, den er über alles liebt, sei ebenfalls ermordet worden. Doch er schwieg und schlich sich kurz darauf heimlich aus der Hütte hinaus. Draußen fing er zu rennen an, setzte über den Fluss und eilte dem nahen Walde zu.

Kurz darauf fragte der Hauptmann den Hausherrn, ob sich nicht wohl in der Nähe so ein junger Mensch, wie der Besuchte, herumtreibe.

„Ich kenne keinen“, entgegnete er, „als Galazi den Wolf. Doch der kann es nicht sein, denn der hant schon seit mehr als einem Jahre auf dem Geisterberge. Doch halt, da fällt mir gerade der fremde junge Mann mit seinen blitzenden Löwenaugen ein, der jenen hier ankam. Wo steckt er denn? Sieht er nicht mehr da hinten in der Ecke? — Sieh, er ist fort, und kein Mensch hat ihn gehen sehen! Vielleicht ist er ebenfalls ein Zauberer; ich hab' in der Tat gehört, daß jetzt zwei Wolfsmänner auf dem Geisterberge hausen.“

„Und ich meine, wir sollten dich den Asagat küsself lassen,“ schrie zornig der Hauptmann. „Weshalb hast du den Burschen entwischen lassen? Er ist sicherlich Umschlopogaas, der Sohn des Mopo!“

„Es ist nicht meine Schuld. Was kann man Zauberern gegenüber machen? Die verbirgen sich nach Belieben, wo sie wollen. Suche sie selbst; sie hausen mit ihren Wölfen da droben auf dem Geisterberg. Aber das sag' ich dir, von meinem Volk geht keiner mit. Mit Geistern und Zauberern wollen wir nichts zu tun haben.“ — „Wir sind Krieger des Tschaka und fürchten nichts als den Willen des Königs. Was fragen wir nach Geistern Wölfen und ähnlichem Unsinn? Also morgen geht nach dem Geisterberg!“ Nun aber schaffe uns ein ordentliches Essen her, denn wir sind hungrig und müßig und die Sonne hat sich schon geneigt.“ — In zwischen schritt Umschlopogaas in den waldigen Schlüttlen rüstig der Höhe zu. Bald brach die Nacht herein und man hörte von allen Seiten die Wölfe heulen. Umschlopogaas beantwortete den Ruf, und kurz darauf stand ihm mit glühenden Augen „Grauschwanz“ gegenüber. Umschlopogaas rief ihn an, doch siehe, der Wolf kannte ihn nicht. Er hatte eben seine Wölshaut nicht umhängen. Er schlug nach der Bestie mit seinem Stod, sah sich jedoch im nächsten Augenblick von einem ganzen Rudel heulender Wölfe bedrängt. Da konnte ihn nur

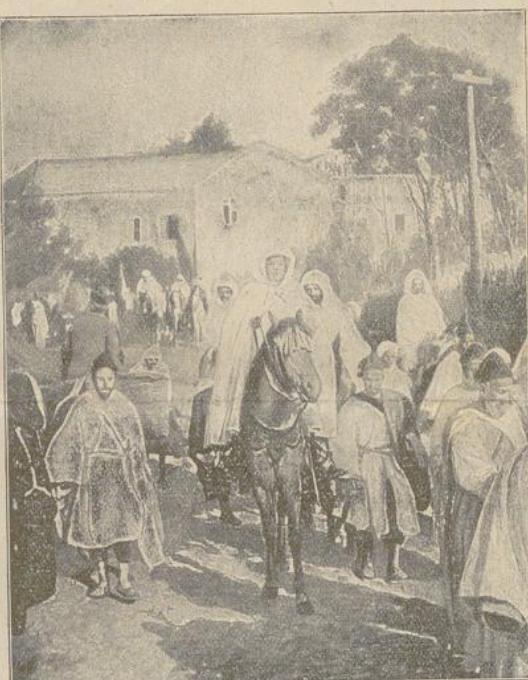


Erinnerungen an die schweizerische Rütlischieler 1907.
Das Feiertreiben auf der Rütliewiese.
Im Hintergrund der Bierwaldstätter See und die Mythen.

eines retten: schleunige Flucht. Umschlopogaas begriff das. In mächtigen Sägen — sein flüchtiger Fuß trieb kaum noch den Boden zu berühren — flog er vorlich seiner Höhle zu. Heulend kamen die hungrigen Wölfe hinter ihm drein, doch sie erreichten ihn nicht, denn er lief, wie noch nie in seinem Leben. Endlich war er am Ziel, stürzte in die Höhle hinein und rollte den mächtigen Schlüssstein vor die Öffnung.

Er war gerettet! Ein paar Augenblicke später kam er mit der Wolfshaut über Kopf und Rücken wieder heraus, und siehe, nun erkannten sie ihn und wichen auf sein Geheiz zurück in die finstere Nacht. Bald darauf kam Galazi zurück. Umschlopogaas erzählte, daß ihm begegnet war. „Das Völchen möchte eben wieder einmal Menschenfleisch haben“, bemerkte Galazi; doch woher es nehmen? Friedliche Menschen will ich mit meinen schwärzgrauen Gefellen nicht anfallen.“ „Nun, da kann geholfen werden! Hör' nur, Galazi, was mir in jenem Kraal dort unten begegnete.“ — Nun erzählte er von dem Hauptmann und den 50 Kriegern, vom Befehle Tschakas und der Feindordnung all seiner Angehörigen im Königskraal. „Was sagst du dazu, Galazi?“ Dieser saß eine Weile schweigend da, lachte dann bitter auf und sprach: „Das soll hente eine lustige Nacht werden, Bruder! Wir haben jetzt lange genug wilde Tiere gejagt, heute wollen wir zur Abwechslung 'mal Menschen jagen. Verdennen diese brutalen Gefellen da eine Schonung? Würden sie dir nicht mit einer wahren Lust die Brust durchbohren? Wer weiß auch, was sie noch alles vorhaben; vielleicht wollen sie morgen da heraus in die Berge. Ist's nicht besser, wir kommen ihnen zuvor?“ Umschlopogaas nickte Beifall. „Auch mich verlangt es, vor allem diesen Hauptmann nochmals zu sehen! Er soll Umschlopogaas, den „dummen Jungen“, nicht mehr lange zu suchen brauchen. Doch zunächst wollen wir ruhen und uns durch einen kräftigen Zubiss stärken, dann aber, Galazi, unser Heer aufstellen!“ Gegen Mitternacht brachen sie auf; beide waren in ihre Wolfsfelle gekleidet, Umschlopogaas trug einen Kssagai nebst einem Schild, Galazi aber die Donnerkeule. Auf ihren Ruf kamen die Wölfe herbei in Rudeln von je zehn und zwanzig. „Diese Nacht gibt's kein Wild zu jagen, Kinderchen“, redete sie Galazi an, „sonder Menschen. Liebt ihr Menschenfleisch?“ Da fingen die Augen der Bestien zu leuchten an und heulten alle zusammen laut auf, als hätten sie sie gar wohl verstanden. — In zwei Häusern ging es sodann in rasender Eile den Berg hinab; die Wölfe folgten Galazi, die Wölfinnen Umschlopogaas. Bald waren sie am Fluß, schwammen hinüber und hatten jetzt nur noch acht Speerwürfe weit zum bezeichneten Kraal. Lautlos nahten sie den Hütten, denn Galazi hatte den Wölfen mit seiner Peule Schweigen geboten. Umschlopogaas stellte sich mit seinem Gefolge am südlichen Eingangstore auf, Galazi im Norden. Der Eingang war mit Dornen versperrt, doch die beiden Wölfränder machten rasch freie Passage. Da schlugen die Hunde an in den Hütten und nahten mit lautem Gebell. Bei ihrem Anblick waren die Wölfe durch nichts mehr zu halten; im Nu fielen sie heulend über dieselben her und rissen sie in tausend Stücke. Nun erwachten auch die Kraalinfassungen und die Kriegsleute. Erstrocknet griff alles zu den Waffen und eilte hinaus. Da sahen sie im Mondlicht einen großen, in ein Wolfsfell gefleideten Mann und rings um ihn ganze Rudel schwärzgrauer Wölfe. „Die Geister-Wölfe sind da“,

schrieen sie entsetzt und eilten in schleuniger Flucht dem nördlichen Ausgang zu. Doch sieh, auch hier stand ein Mann im Wolfsfell und rings um ihn heulten schwärzgraue Wölfe ohne Zahl! Da war das Maß der Schrecken voll! Die einen waren sich freischend auf den Boden, andere suchten irgend einen Schlußwinkel auf, die meisten aberrotteten sich zu dichten Haufen zusammen. Wohl zitterten alle vor Furcht, doch sie wollten als Männer sterben und nicht ohne tapfere Gegenmehr. Heulend warjen sich die hungrigen Wölfe auf die entsetzten Krieger. An jedem einzelnen Mann hingen ihrer drei bis vier; und dazwischen arbeitete Galazi mit der Donnerkeule und schwang Umschlopogaas seinen Kssagai. Bald war das schreckliche Werk getan; die Wölfe hatten ein reichliches Mahl, die beiden Brüder aber machten sich über die vollen Utschala-Kräfte her und löschten ihren



Mouley Hafid, der marokkanische Gegensultan.

Durst. Eben wollten sie sich wieder entfernen, als sie merkten, daß ein paar Wölfe verdächtig an einer Hütte hervormchnüffelten. Sie heizten diejenigen hinein, und gleich darauf rannte ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann heraus. Es war der Hauptmann, der sich hier ein Versteck gesucht hatte. „Ah, willkommen, tapferer Hauptmann!“ rief Umschlopogaas, die Wölfe von ihm zurücktreibend. „Welch' ehrenvollen Auftrag hast du denn vom König erhalten und was suchest du hier im Schatten des Geisterberges?“ Der Hauptmann war keineswegs ein Feigling. „Was geht das dich an, verfluchter Zauberer?“ sprach er. „Es ist nicht meine Gewohnheit, gegen eine Herde Wölfe zu kämpfen. Hebe deine elenden Kreaturen auf mich, dann ist es aus mit mir und mit dem Auftrag, den mir mein Herr und König gegeben!“ „Nur lachte, sachte“, mahnte Umschlopogaas. „Sag' mir, suchest du nicht einen jungen Mann, den Sohn eines gewissen Mopo?“ „Ja, dem ist so; ich suchte einen harmlosen Jungen und fand statt dessen diese abscheu-

lichen Bestien.“ „Vielleicht hast du mehr gefunden, als du ahnst. Schan' mal her! Bei diejenen Worten zog Umschlopogaas die Wolfs Haut zurück und zeigte dem Hauptmann sein volles Gesicht. „Sieht der gesuchte Junge etwa so aus?“ „Wahrhaftig, du bist es!“ gestand der verblüffte Hauptmann. „Ah, du kennst mich also? Gut, nun wähle, aber schnell: Willst du mit diesen Wölfen einen Wettkampf eingehen auf Leben und Tod, oder willst du gegen vier derselben kämpfen? Es sind meine brästen, sie heißen: „Grauschnauz, Schwarzfuß, Bluthund und Todgriff“. Oder willst du Aug' in Aug' mir gegenüberstehen, und, wenn ich fallen sollte, diesem da, der die wuchtige Keule trägt?“ „Mit Geistern und wilden Bestien will ich nichts zu

tätig ein. Der Verfolgte wandte sich bald dahin, daß dorthin, und dabei waren seine Augen stets wie suchend auf den Boden gerichtet. Plötzlich bückte er sich nieder, richtete sich im Flug wieder auf — und schwang in seiner Rechten eine kleine, mondformige Axt! Der Hauptmann rannte auf ihn los! Schon erhob er den Arm zum tödlichen Stoß, — da, ein Blitz in der Luft, — und die eiserne Spieß war vom Schäfte getrennt. Ein neuer Schlag, und auch des Hauptmanns mächtiger Schild ging in Scherben und der hohen harte Zuln selbst brach, mitten in die Brust getroffen, sterbend zusammen. — „Wohlan, mein Freund“, sprach gelassen Umschlopogaas, „du hast einen simplen Jungen gesucht und hofftest ihn wie ein Kalb dem Thale zu führen zu können und siehe, nun sind deine 50 Krieger eine Beute der Wölfe, und du selber hast in ehrlichem Zweikampf deinen Mann gefunden. Nur schade, daß du dies dem famosen Thale nicht mehr melden kannst!“ — „Nedrigens“, sprach er, zu Galazi gewendet, „will ich fortan mit keinem Assegai mehr kämpfen, sondern bloß mit einer Axt. Wenn ich nur eine gehörige hätte! In diesem Dingelchen da brach der Stiel schon beim ersten Hieb, ähnlich wie bei meiner Lanze. Wohl würde ich eine Waffe, die mir so lieb und teuer wäre, wie deine Donnerkeule, es ist die Blitzaxt des Tschikiza. Galazi, möglbst du, sollte es mir nicht möglich sein, sie zu gewinnen? Hei, wär' das ein Jubel, wenn wir zwei mit den besten Waffen der Welt zusammenständen!“

„Nun, für heut' wollen wir zuside den sein“, entgegnete Galazi. „Wir haben heut' auch ohne Tschikizas Axt recht saubere Arbeit gemacht. Komm, bevor der Morgen graut, schnell zurück in unsere Felsenhöhle!“ (Forts. folgt.)

Ethnographisches aus Syrien.

Die syrischen Völker lassen sich unter die uralte Bezeichnung der Aramäer zusammenfassen. Die Griechen nannten sie Syrier und dieser Name ist ihnen bis heute geblieben. Die Phönicker, welche die Küsten des mittleren Syrien innehattten, gehörten, obwohl gleichfalls Semiten, nicht zu den Aramäern. Die weltgeschichtliche Bedeutung Syriens und seine geographische Lage

am Mittelmeere als Bindeglied zwischen zwei Erdteilen, der Schauplatz, von welchem die drei großen monotheistischen Religionen ihren Ausgang nahmen und über den alle Völkerstürme der Jahrtausende hinweggingen, brachte es mit sich, daß auf diesem Boden niemals eine nationale Einheit sich bilden konnte. Vor allem war die religiöse Zersplitterung das hervorragendste Hindernis, und es ist merkwürdig, daß diese Kluft so tief eingerissen war, daß — wie die heutigen Sektionen der Drusen, Nasaritiye, Ismaälier dorthin — die Wurzelstäcke des Heidentums niemals ihre Triebkraft verloren. Wenn wir heute unter der Bezeichnung „Syrier“ diejenigen Völkerschaften zusammenfassen, deren Vorfahren neben den Aramäern die



Druische Mädchen vom Berge Karmel.

schaffen haben, Menschen aber fürchte ich nicht, und seien sie auch die abgefeimtesten Zauberer!“ „Also los!“ rief Umschlopogaas und schwang seinen Speer in der Luft. Es war ein wildes Ringen. . . . Neuerdings holte Umschlopogaas zum Stoße aus —, daß brach an des Hauptmanns hartem Schild der Schäft seines Assegais und er stand somit dem gewaltigen Kriegsmann wehrlos gegenüber! — Schnell wie der Blitz machte er kehrt und sprang in mächtigen Sägen schnell wie ein Antilope über die Leichenhaufen und die daran nagenden Wölfe hinweg, während ihm der Hauptmann mit hocherhobener Lanze unter grimmigem Lachen folgte. Galazi wunderte sich, daß Umschlopogaas vor einem einzelnen Manne floh, doch griff er nicht

Sprache der letzteren redeten, so haben wir vorzugsweise an die jetzige christliche Bevölkerung zu denken. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (unter byzantinischer Herrschaft), war ihre Zahl ungeleich bedeutender. Den starken Abbruch verursachten die Araber, welche vom Jahre 636 n. Chr. an das Land als Eroberer überschwemmten und vermöge ihrer kriegerischen Individualität den zersplitterten Völkerstaaten ein einheitliches Gepräge verliehen. Zwar rütteln wir von früher her, daß diese meist aus Süd-Arabien in Syrien eingedrungenen Partisanen des Islam Blutvermischungen mit fremden Völkerstaaten verübt haben oder vielmehr durch die nationale Politik der ersten medineischen Kalifen daran gehindert wurden. Immerhin war die indirekte Wirkung dieser Invasion eine tiefgreifende. Ein großer Teil der Syrier trat zum Islam über und nahm mit der neuen Religion die neue Sprache, das Arabische, an. In ihr ging das Aramäische unter, und zwar so gründlich, daß zur Zeit nur mehr drei Dörfer im Anti-Libanon existieren, in welchen ein verkümmelter Dialekt der alten Sprache fortlebt. Es hat den Anschein, daß schon im 13. Jahrhundert das Aramäische nur mehr eine tote Kirchen- und Gesichtssprache war. Mit dem Islam, der arabischen Sprache und dem arabischen Leben erhält der größte Teil von Syrien ein einheitliches Gepräge, woraus sich die — wenn auch irgende — Vorstellung herausgebildet hat, als wäre „syrisch“ und „arabisch“ gleichbedeutend. Immerhin geht die Identifizierung weit genug. Der Städtezahl nach sind die Araber ohnedem das herrschende Bevölkerungselement, indem von der auf 2 Millionen geschätzten Gesamtzahl der Bewohner etwa 1850 000 auf die ersten entfallen. Ihre weitaus überwiegende Mehrheit ist seßhaft (zirka 1550 000), während ein immerhin nicht unbedeutender Bruchteil (200 000) auf die Beduinen entfällt, welche den eigentlichen Arabern in jeder Beziehung am nächsten stehen und als blutrein angesehen werden müssen. In den seßhaften Arabern hingegen hat sich die Verschiedenartigkeit ihrer Herkunft, trotz gemeinsamen Glaubens, und gemeinsamer Sprache, nicht völlig vermischt, wie die vielfachen Abweichungen in bezug auf Religion, Sitten, Charakter, Dialekt und äußere Erscheinung, zur Genüge erhärteten. Den Grundstock der seßhaften Bevölkerung bilden die sunnitischen Araber (rund 1 Million), deren Typus den einstigen Eroberern am meisten sich nähert. Auch ihre Charakterzüge decken sich mit jenen des echten nationalen Arabertums. Stolz und selbstbewußt, von der Überlegenheit des Islam unerschütterlich überzeugt, daher streng orthodox und am

Althergebrachten festhaltend, tapfer und jedem Fortschritte feindlich, wurzelt dieser Grundstock der arabischen Bevölkerung Syriens auch bezüglich der historischen Überlieferungen noch allenthalben in der vergangenen Ruhmesepoch, als deren Träger wir die seßhaften Araber aus der Zeit Mohammeds anzusehen haben, und aus denen auch die Dynastien der Glanzzeit hervorgegangen sind.

Die syrischen Beduinen lassen sich in allem und jedem ihren Genossen in Nordarabien aneihen. Sie sind lediglich Glieder der ganzen Kette von Stämmen, welche die Steppen und Wüsten von den öst-



Druze Prinzessin.

lichsten syrischen Siedlungen bis zum Persermeere hinab innehaben, somit kein besonderer, dem syrischen Gebiete eigentümlicher Typus. Bezeichnet man doch das weitgedehnte, bis zum mittleren Euphrat reichende Gebiet als syrische Wüste, also einen Bereich, der seit ältesten Zeiten ein Tummelplatz der Nomaden und zugleich jenes Sammelbecken war, in welchem die überschüssigen Bevölkerungselemente des Mutterlandes einströmten. Kein Wunder also, daß die syrischen Beduinen — die sich stolz „el-arab“ nennen — ihren Brüdern in Nordarabien völlig gleichen. Wie diese haben sie eine nur unvollkommene Vorstellung von der Lehre des Propheten, kümmern sich nicht um die Satzungen des Islam und verachteten jede staatliche Autorität. Alle Versuche der letzteren, diese Nomaden seßhaft zu machen,

sind, von ganz geringfügigen Ausnahmen abgesehen, bisher gescheitert. Neben Indolenz und Unwissenheit sind ihre hervortretenden Charakterzüge Habgier, Raublust, Unzuverlässigkeit, Unbotmäßigkeit und Gewissenlosigkeit. Religiösen Fanatismus kennen sie so wenig wie ihre Stammesgenossen im Mutterlande, mit denen sie im übrigen die Lust an Kampf und Fehde, Raubzügen und Abenteuern gemein haben. In einer Beziehung aber stehen sie gleichwohl hinter den Angehörigen der nordarabischen Wandervölker zurück. Die stete Verührung mit einem Lande mit einer geschlossenen, unter staatlicher Autorität stehenden, im-

Die Frauen sind hübsch, intelligent, ohne viel Bildung, brave Mütter und spartame Hausfrauen, den Männern kindlich ergeben. Sie verkehren wenig mit der Außenwelt und leben still zufrieden im häuslichen Kreise. Romanlesen und Klavierklipper sind glücklicherweise noch recht selten; nur wo die französische Halsbildung ihren Einzug gehalten hat, schwand die alte Sitteneinsicht und trat europäische Nachlässigkeit an deren Stelle. In Mädchenschulen fehlt es nicht, leider aber ist der Unterricht dagegen vornehmlich auf das Erlernen des Französischen und Englischen beschränkt.



Bethlehemitinnen.

merhin relativ zahlenreichen sesshaften Bevölkerung, hat die syrischen Beduinen im Laufe der Zeit mancher Tugend beraubt, die den Angehörigen des Mutterlandes erhalten blieb. Dass es nicht die „Herrschaft der Wüste“ ist, mit der man es hier zu tun hat, steht fest.

Neben den Mohammedanern sind die Christen das nächst zahlenreiche Volk Syriens (etwa 540 000 Seelen) und sie sind zugleich dasjenige Bevölkerungselement des Landes, das den Typus der semitischen Urbevölkerung am meisten erhalten hat. Trotzdem werden sie ganz allgemein als „arabische“ Christen angeprochen. Reisende, welche Gelegenheit hatten, die syrischen Christen genau kennen zu lernen, versichern, dass sie „ein sanftmütiges, geistiges, edelfinniges, der Aufopferung und edler Gefühle fähiges Volk“ geblieben sind, das sie immer darunter der liebevollen Fürsorge ihrer Priester waren, vornehmlich das einfache, echt patriarchalische Familienleben der syrischen Christen.

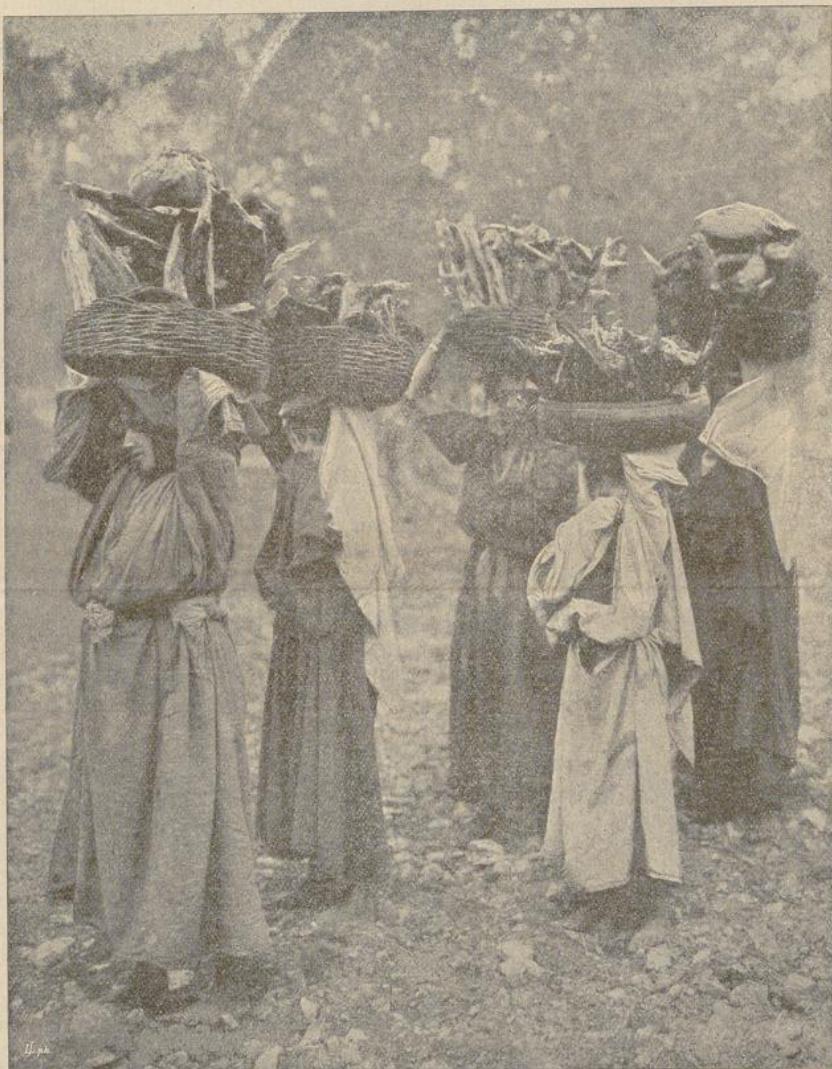
schrieb. Nun nahm die Sekte den Namen Maroniten an und sie behielt ihn fortan, obwohl die ursprüngliche Lehre längst aufgehoben und der Friede mit Rom hergestellt wurde. Vor der Weihe ist dem niederen maronitischen Klerus die Eheschließung gestattet. Die größte Zahl der Maroniten wohnt im Libanon, wo sie vielfach in kompakter Majestät siedeln. Sie unterscheiden sich sowohl in ihrem Aeußern wie in ihrer Lebensweise kaum von den übrigen Landesbewohnern. Sie wohnen in steingebauten, meist einsödigen Häusern (im Erdgeschoss ist das Vieh untergebracht) mit flachen Dächern und sehr einsacher innerer Einrichtung. Die reichen Maroniten schaffen ihr Heim selbstverständlich mit größerem Komfort aus und die alten Burgen zeigen sarazениschen Stil mit Spitzbögen und Säulenhallen... Ein genauer Kenner des Volkes — Graf Vogué — sagt, dass die Stärke und Gefahr dieses Volksstamms in der Neigung zur Glaubensaktion

lager, aus welcher in Syrien alles hervorgeht. In dieser orientalischen Welt ist die Religion Lebenslust. Unter ihren verschiedenen Formen ist sie in das ganze gesellschaftliche Leben verwebt. Kein Wunder also, daß zwischen ihnen und den — wenn auch in geringer Zahl — mit ihnen im Libanon hausenden Drußen Zugehörigkeit besteht, welche bekanntlich nach vielen vorangegangenen Reibereien zu den großen Kämpfen und Schlachttagen im Jahre 1860 führte, die die französisch bewaffnete Intervention zur Folge hatte.

Die Drußen umgibt bis zum heutigen Tage ein geheimes Mysterium. Allein imkeine nach sind sie ein Volk aus syrisch-arabischen Elementen, wobei jedoch das syrische entschieden überwiegt. Weil unter diesen Brüdergesellen viele Blondhaarige und Blauäugige vorhanden, hat man zur Hypothese gegriffen, die Drußen ständen in gewissen Beziehungen zu den germanischen Kreuzfahrern. Ihre Religion ist eine Verbindung des Heidentums mit dem Islam und wird dieselbe auf den fatimidischen Kalifen Al Hakim, nachzuhaltung den Proseptenmacher El Darazi, zurückgeführt. Tatsächlicher Begründer der Lehre aber ist der persische Filzfabrikant Hamza. Sie hat über den östlichen Teil des Libanon kaum keine Verbreitung gefunden. Noch heute gelten die Drußen als ritterlich, gastfreundlich und blutstolz. Der „Adel“ spielt daher eine große Rolle und obwohl seinen Angehörigen nur die landesübliche Titulatur „Emir“ (oder Scheich) zukommt, haben sie doch großen Gefallen daran, sich mit „Prince“ und „Votre altesse“ angeredet zu sehen. Der Reisende hat sich mit aller Macht zusammenzunehmen, um im Hause eines Emirs ernsthaft zu bleiben, wenn Ihre Hoheiten die Prinzessinnen unter den ehrebetigsten Grüßen

Schehâb und Abiel Lema, beziehungsweise die Khazzen Habeisch und Dehdah.

Eine Sonderstellung nehmen die Nasairier (Musairiye) ein, welche das nach ihnen benannte Gebirge nördlich des Orontes besiedeln. Über ihren Glauben weiß man, da sie sehr verschwiegen sind, so gut wie nichts. Das Wenige, das aus ihnen herauszubringen war, deutet darauf hin, daß diese Lehre ein wüstes Gemisch von altsyrischem Heidentum, Islam und Christentum ist. Da sie Ali als Gott verehren,



Mädchen aus der Umgebung von Jerusalem.

der Übanehen auf ihrem Kothurn in den Salon klappern und beim Diner mit blau tätowierten Händen und rot bemalten Nägeln das Huhn zerreißen und dem Gast den Bissen in den Mund schieben. Der Anstand verlangt es, daß hierauf der Gast Ihrer Hoheit erfreutigt Dank sagt und seinerseits ein Stück Kleebé oder einen Reisknödel der Gnädigsten in den Mund schiebt. Die gleichen Verhältnisse herrschen auch unter den Maroniten, welche zweierlei Geschlechter von verschiedenen Graden zum hohen Adel rechnen: die

können sie als Ultra-Schiiten gelten. Nebenher vertragen sie auch die Sterne, denn diese sind nichts anderes als die Seelen heimgangener frommer Nasairier.

In engster Verwandtschaft mit den Nasairiern stehen die Ismaëlier, zweifellos ein Ableger der alten Karmaten, dieser erbittertesten und erfolgreichsten Gegner des Islam zur Zeit seiner Ausbreitung. Sie zählen nur einige Tausend Seelen, sind Nachbarn der Nasairier (ihre Hauptburgen sind Masjid und, etwas weiter südlich, Kalaat el Hössn) und mit ihnen in

steter Fehde lebend. Die Ismaälier gelten als die Nachkommen jener Assassinen, welche vornehmlich zur Zeit der Kreuzzüge als gedungene, von fanatischerster Todesverachtung besetzte Meuchelmörder ihr Unwesen trieben. Haupt dieses Gefichters war ein gewisser Hassan, der im fernen Chorassan (in der Feste Almanut) in völliger Zurückgezogenheit lebte und den Titel „Scheich ul Dschabal“ (der Alte vom Berge) führte.

Schließlich wären noch die Metawile (Einzahl Mutawali) zu erwähnen, welche zerstreut im Libanon wohnen und über deren Glaubensbekennnis nichts bekannt ist. Sie gelten indes allgemein für Anhänger des reinen Schiismus. Ihr Scheich genießt jo hohes Ansehen, daß er Plätze im Paradiese anweist, wofür er natürlich entlohnt wird. Trotzdem ist dieses Überhaupt so verlumpt wie die meisten übrigen Metawile, die im Hause tiefster sittlicher Verkommenheit stehen.

In dieser bunten Gesellschaft weist selbstverständlich das Familienleben viele charakteristische Züge auf. Bei den Fellahin (der seßhaften Landbevölkerung) besteht die Frauenkleidung aus einem weiten hemdartigen blauen Unterkleide mit Schleife, schwarzen Kopfschleier, einem mit Ketten von Gold- und Silbermünzen geschmückten Gesichtsschleier, welcher von den Augen bis zur Taille reicht. In manchen Gegenden Palästinas tritt an Stelle des schwarzen ein weißer Gesichtsschleier. In Samaria tragen die Frauen eine Kappe, die vorne wie ein Pferdehuf gestaltet ist. Von der Stirn bis zu den Ohren zieht sich ein halbmondförmiger Schmuck aus übereinander gereihten Silbermünzen, der durch ein Tuch am Kopfe festgehalten wird und oft die ganze Aussteuer der Frau darstellt. Auffallend schön sind die Augen dieser Frauen und die feinen Gesichtszüge, welche leider durch die schwarzen und indigoartigen Tätowierungen im Gesicht, auf Brust, Füßen und Händen arg verunstaltet werden. Ferner ist es Sitte, die Nägel, Fingerspitzen und Handflächen mit Hennah zu färben... Sehr malerisch ist die Frauentracht im Libanon. Hier tragen die Mädchen grüne, gelbe, rote oder blaue, die Frauen dunkelblaue oder schwarze Schleier, die nach hinten hinabhängen, während die Mohammedanerinnen mit dem Schleier das Gesicht verhüllen. Der Kopfschmuck der reicheren Frauen besteht in einem Häubchen oder in einer Art Diadem, welches mit Goldstückchen reich behangen ist. Der Kopfschmuck der Armenen enthält auf beiden Seiten eine Reihe von Silbermünzen, deren Zahl und Größe von dem Vermögen derselben abhängt. Ohne Unterschied des Glaubensbekennnisses ist unter den Libanesen das Tätowieren allgemein im Schwunge. Der ziviliisierte Araber aus guter Familie enthält sich zwar jetzt des Tätowierens, schämt sich auch in europäischer Gesellschaft seiner blauen Hände, trotzdem wird die Prozedur noch häufig genug vorgenommen. Gewöhnlich verunziert man auf diese Weise die Hände und Arme, doch wird häufig auch die Stirn und die Partien um den Mund mit tätowierten Zeichnungen versehen. Die Frauen färben ferner die Nägel gelb oder rot, die Augenlider schwarz, die Lippen blau, die Wangen rot und weiß. Sehr manigfaltig ist im allgemeinen die Fußbekleidung. Sie besteht entweder aus Lederchuhen mit Gummizug (lastik), oder einer sohlenartigen Fußbekleidung (schuff) aus gelbem Schafleder, über welche Halbschuh (bäusch) getragen werden. Im Hause bedienen sich die Frauen mit Vorliebe hoher stielzartiger Holzschuhe (kablab), welche beim Gehen ein

auffallendes Klappern verursachen und den Gang unsicher und schwefällig machen.

Die Drusinnen tragen einen weißen Überwurf (igár), der bis zu den Knöcheln reicht und von einem Gürtel festgehalten wird. Eigentümlich ist die „Tatura“ (tantur), ein hornartiger Kopfschmuck aus Ach oder Zedernholz, auch aus Silber, mit Edelsteinen besetzt, bis 80 Centimeter hoch und vom Schleier umgeben, der jedoch nur eine Hälfte des Gesichtes bedeckt darf. Die Drusinnen leben völlig abgeschlossen und strenge Regeln normieren das eheliche Zusammenleben, doch macht es die gerühmte Keuschheit der drusischen Frauen überflüssig, daß die Dolche der Verwandten über ihre Sitteintheit wachen. Vielsweiberei ist gestattet, doch wird selten davon Gebrauch gemacht. Doch werden die Ehen ebenso leicht getrennt wie geschlossen. Um das Vermögen in der Familie zu erhalten, erben die Weiber nichts und können auch nichts von ihrem Eigentum aus der Familie erwerben...

Unter den Frauen der Nasairier finden sich viele Schönheiten, wobei vornehmlich die hellere Haarfarbe und das glänzende braune Haar auffallen. Die Augen dagegen sind schwarz. Leider verblassen die Mädchen infolge der schweren Arbeit, die sie verrichten müssen, rasch, und die Frauen verlieren frühzeitig ihre Reize. Schließlich erliegen sie ganz der Rohheit ihrer gedrückten, unvürdigen Stellung. Die Nasairierinnen verschleiern sich nicht und leben völlig zurückgezogen in ihren armseligen Behausungen. In der Kleidung herrscht die weiße (die heilige) Farbe vor. Schleier zwang besteht nicht.

Seltsam sind die Verlobungsbräuche. Wie bei den Mohammedanern kaufst der Mann seine Frau, indem er ihrem Vater 100 bis 1000 Pfaster (20 bis 200 Kronen), oder eine Stute, eine Kuh, oder einen Esel zufüsst. Dann hat er noch ein Abstandsgeld dem Dorfältesten zu zahlen, um die Erlaubnis zur Ehe zu erlangen. Ist dieser Handel abgeschlossen, so bereitzen die Freunde des Bräutigams, mit Stöcken bewaffnet, das Hausdach der Braut, deren Freunde, ebenfalls mit Stöcken bewaffnet, so rasch als möglich in das Innere einzudringen trachten, um sie — vor Schlägen zu schützen. Gelangt aber der Bräutigam dennoch zu ihr, so schlägt er sie, bis sie so laut schreit, daß sie von außen gehört wird. Hierauf zieht sich alles zurück und die Verlobung gilt als vollzogen. Scheidung ist untersagt, aber die Polygamie bis zu vier Frauen gestattet. Das Familienleben in den Städten trägt jene typischen Kennzeichen, welche wir als „orientalisch“ zu bezeichnen pflegen. Ein gesellschaftliches Leben besteht — die Plauderstunden, wobei der Waffenspiele wacker zugesprochen wird, abgerechnet — kaum dem Namen nach. Wohl leben die Frauen in ihrer Zurückgezogenheit (in Damaskus in mitunter prachtvoll eingerichteten Räumen) von einem gewissen Luxus und geben, aber die Haremswirtschaft hat alle geistigen und seelischen Regungen erstickt. In den Straßen herrscht des Abends fast geisterhafte Stille und man sieht nur hier und da eine Schöne, in ihren „Kas“ nach Romanenart gewickelt, eilig über die Gasse hufend. Die Schönheit — und auch das nicht immer — ist das einzige Reizmittel, über welches sie verfügen. Bildung und Erziehung würde man vergleichlich suchen. Niemand kümmert sich um sie, niemand spricht von ihnen, sie gelten außer dem Hause nichts und im Hause kommen sie nur mit ihren Gatten, Verwandten, Freunden und dem Gefinde in Berührung. Begibt man

außerhalb der Stadt, um in der Abenddämmerung zu machen, so wird man die Männer jeden Alters und Standes in eifriger Unterhaltung begriffen finden. Abseits der Städte wandeln, gleich Spätern in hellem Leibwurf und Schleier die armen weiblichen Wesen streng geordnet. Sie kauern auf den weißen Grabsteinen und stoßen einen grellen Schrei aus, wenn unverzüglich ein Europäer um die Sie biegt, der von dieser Szene vielleicht noch mehr überrascht ist, als die liegenden weißen Frauen. Bedauerlicherweise besteht auch bei den Christen in der Öffentlichkeit die abstoßende Erwartung zwischen Mann und Frau, obwohl hierin immer ein kleiner Fortschritt zu erahnen ist, vornehmlich in dem Berat, wo für die geistige und spirituelle Hebung des weiblichen Geschlechtes durch vorzüglich gelehrte Schulen vorgesorgt ist.

Geograph Dr. Märzbacher eine äußerst erfolgreiche Forschungsreise in dieser alten Weltverkehr entzückten Hochregion bewerkstelligt. Die Ergebnisse der eifriger



Aus dem Tian-Schangebirge: Teil der Umrandung des westlichen Bayumkol-Gletschers.

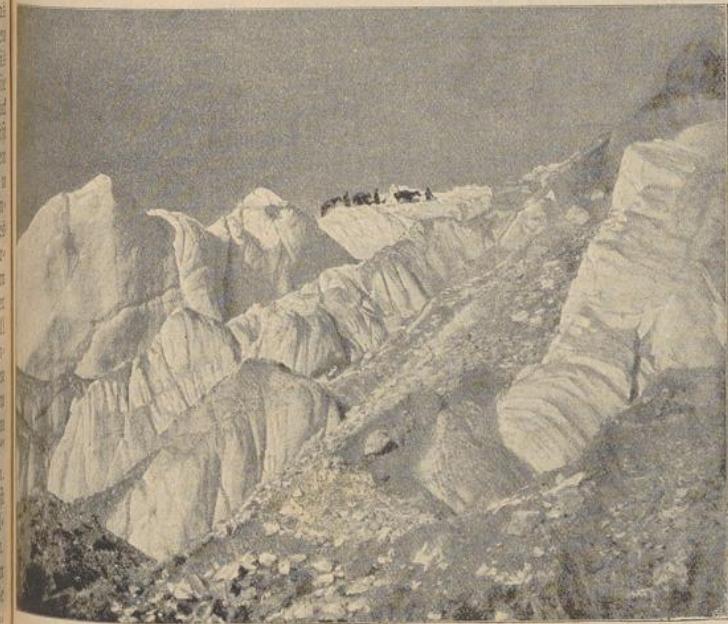
Das Tian-Schangebirge.

Zu den großartigen Gebirgshebungen unseres Planeten zählt auch der Tian-Schan (Himmelsgebirge) in Hochasien, ein über 2000 Kilometer langes Gebirgszug zwischen der Uralo-Kaspischen Niederung und der Mongolei. Seine höchste Erhebung ist der Chan-Tengri (6400 Meter), den die Abbildung zeigt. Mächtige Parallelketten, gewaltige Gletscher, mächtige Alpentäler zeichnen das Gebirge aus. In den Jahren 1902 und 1903 hat der Münchener

Sammeltätigkeit des Forschers werden die Grundlagen zu bedeutenden Erweiterungen der bisherigen Kenntnisse des gewaltigen Gebirges bieten.

Er starb für mich.

Kurz nach dem Bürgerkrieg in Amerika um die Mitte der 1860er Jahre besuchte ein Reisender den Soldatenfriedhof zu Nashville. Da traf er einen Mann, welcher Blumen auf ein Grab pflanzte. Der Reisende trat hinzu und fragte: „Liegt Ihr Sohn hier?“ — „Nein!“ erwiderte der Mann. „Ein Bruder?“ — „Nein!“ — „Ein anderer Verwandter?“ — „Nein!“ — „Wem pflanzen Sie denn, wenn ich fragen darf, diese Blumen?“ — „Sehen Sie,“ sagte der Mann, indem er ein Brettchen, das er in der Hand hielt, auf den Boden legte, „ich lebte beim Ausbrüche des Krieges zu Illinois und wurde zum Heere gezogen. Da ich arm war und keinen Erziehmann stellen konnte, so mußte ich mich auch selbst stellen. Schon war alles bereit, und ich nahm Abschied von Frau und Kindern. Da kam ein guter Freund und sagte: „Du hast eine große Familie, die deine Frau, wenn du fortgehst, nicht ernähren kann. Ich will darum für dich einstehen.“ Ich willigte natürlich mit Dank und Freude ein. — In der Schlacht von Chickamauga wurde er schwer verwundet und starb nach langem Siechtum im Spital zu Nashville. Hier liegt er begraben. Seit ich es erfahren, ließ es mir keine Ruhe,



Aus dem Tian-Schangebirge: Dr. Märzbachers Karawanne in den Seracs des Dichipa rlik-Gletschers.

bis ich das Grab des guten, alten Freundes besucht und schön gleichmütig hatte. Ich ersparte mir das Reisegeld und kam gestern hier an. Nun habe ich das Grab des teuren Freundes gefunden.“ — Bei diesen Worten nahm der Mann das Brettchen und befestigte es über dem Grab. Es trug diese einfache rührende Inschrift: „Er starb für mich!“ — In der Tat eine rührende Inschrift. Sie mahnt uns an einen anderen, größeren Gestorbenen, von dessen Grabmal, dem heiligen Kreuze, die Worte uns fort und fort entgegen gerufen werden: „Er starb für mich!“ Ganz besonders vernehmlich und eindringlich schallen diese Worte an unser Ohr in der heiligen Leidenswoche: Womit können wir's ihm danken, daß er starb für uns? — Dadurch, daß wir leben und wirken und leiden für ihn.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Osterwangen, Asbach, Weiterdingen, Kan, Parsberg, Thingen, Freiburg (Breisgau), Verlum, Schönberg, Percha, Unterhürheim, Vortal, Dahn, Breunberg, Weissmain, München, Berching, Waldshut.

Danksagungen

sind eingegangen aus: Neuenkirch, Schwyz, Weilbach, Postau, Waldbut, Mondselb.

Gebets-Empfehlungen.

Berührter Jungling. Um glückliche Ehe. Epileptische Tochter. Seelenleiden. Standeswahl. Mehrere Kranke. Schwere Anliegen. Haushaltserlaubt. Glückliche Entbindungen. Bebrängte Witwe mit ihren Kindern. Glück in Haushaltungsangelegenheiten. Gefährdete Kinder. Gute Dienstboten. Ein Mann um Simesänderung. Augenkrank. Zurückhaltung des Vermögens. Mehrere Kranke. Glückliche Heirat. Geschäftsanliegen. Um Frieden in der Familie. Schwere Anliegen. Zwei schwer beträgt. Erkenntnis des Berufes. Bekehrung eines Bruders. Geisteskrank. Bekehrungen. Ohrenleidende. Befreiung von schwerem Lebel. Beharrlichkeit im Berufe. Glückliche Standeswahl. Ergebung in Gottes Willen. Um Geburt. Ein schwer leidendes Kind. Verkauf einer Villa. Schweres Kusleiden. Glückliche Heile nach Auftreten. Wiedererlangung verlorenen Geldes. Zwei verirrte Brüder. Verhüllung eines Prozesses. Bekehrung eines Sohnes. Gesundheit einer leidenden Frau. Um gute Stelle. Für franz. Mutter. Scrupulose. Ein Vater mit zehn Kindern. Eine Familie in mehreren Anliegen. Bekehrung eines Bruders.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, der schwarzen Kinder, der Neukrebsen und aller Leser des Vergißmeinnicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mezbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Josephine Jauch, St. Georgen. Ida Pommer, Wängi. Joseph Stählin, Lachen. Herr Ney, Niesenbergs. Luise Hüfer, Altdorf. Frau Schäfle, Mahlberg. Fr. Th. Feuerer, Vielhofen. Maria Anna Meyer, Erftstein. Hermann Heid, Stadtlauringen. Anton Aumüller, Holzheim. E. Mühlaupt, Reckling. Sebastian Wimmer, Frontenhäusen. Joseph Falckenhahn, Kasdorf. Josephine Ritz, Christian Flügel und Justus Kübel, Schelbach. Kath. Schuler, Pfraumheim. Karl Wahl, Kaufmann, München. Karl Schiele, Basel. Therese Dehner, Danzigerweiler. Gregor Schmidtbauer. Maria Bierl, Templeton-Zona. Kath. Schuy, Friedberg (Bayern). Friedrich Frip, Zwiesel. Johann Reichmeier, Landshut. Joseph Petru und Franziska Braunsteifer, Ningen. Babette Höltner, Wiesau. Andreas Krisam, Wermerichshausen. Johanna Dömling, Gerbrunn. Maria Steindl, Weit. Galeta Bickel, Keldrich. Schw. M. Laurenzia, Ursul, Laibach. Schw. M. Dominika, Ursul, Laibach. Georg Kruck, St. Andrä (Kärnten). Johann Lindenbauer, Linz. Agatha Pfeiferer, Haus. Joseph Fauster, St. Marein bei Pfels. Album Voitszta, Domeschau. Schw. Oberin Benita Wet, Lienz. Johann Wilhelm, Eger. Franziska Popifil, Neuölla, N.-Ost. Anna Pisl, Eger.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebersetzung jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Redakteur Georg Kreye in Würzburg. Druck und Verlag der Frankfurter Gesellschaftsdruckerei Würzburg. G. m. b. H.

Msgr. Robert Kurzwernhart, Domdechant, Linz. Vinzenz Leobold Zelechowitsch, Franziska Kohacek, Brünn. Valentin Bauer, Grazenhausen. Rt. Rev. Bishop Horstman D. D., Cincinnati-Ohio. Anna Kint, Cincinnati-Ohio. Josef Haas, Pfarrer, Bischofsdorf. Otto Kugler, Königsbach.

Mariannhiller Kalender pro 1909.

Der Kalender ist überaus reich an interessanten Erzählungen und steht auch, was Bilderschmied anbelangt, in der vorderen Reihe der katholischen Kalender. Von den vielen Bildern nennen wir nur die der 96 Mitglieder der christlich-sozialen Fraktion im Österreich. Abgordneten-Haus. Von den Erzählungen einzelne Ueberschriften: „Unter Menschenfreunden“; „Kurze Geschichte eines launigen Gehrockes“; „Afrikanische Mäusejagd“; „Der Hageladottor“; „Gottverlassen“; „Das große Ingombo oder Herengericht“; „Im Schneesturm“; „Kochfran's Lieschen“; „Der Salvator“; „Die Totentammer“.

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfsg., für Österreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts., für Amerika 20 cents.

Hilfs-Missionär der Trappisten-Mission Mariannhill ist jede Person, welche den Mariannhiller Kalender pro 1909 verbreitet, weil der Reingewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Kaffern bestimmt ist. Die Verbreiter unseres Mariannhill-Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Ende September oder Anfangs Oktober reisen wieder Postulanten in unser Missionskloster nach Afrika. Die Aufnahme-Bedingungen finden sich im Vergißmeinnicht Nr. 2 Jahrgang 1907 und muß die Anmeldung bei der Missionsvertretung geschehen. Zwei Priester gehen auch mit als Postulanten.

Sowohl der Jahrgang 1907 des „Vergißmeinnicht“, als auch die bereits erschienenen Nummer pro 1908 können immer noch geliefert werden.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Herder, Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannhill, welches Ende Dezember gefeiert wurde, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich ganz besonders zu Geschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von Mr. 4.50 = Fr. 5.40 = Fr. 6.—

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.